

7. Sekundärliteratur

Die Evangelische Mission. Eine Einführung in ihre Geschichte und Eigenart.

Mirbt, Carl

Leipzig, 1917

Die Eigenart der evangelischen Mission.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

schaften im Land befanden, von denen wir die Kirchliche und die Universitäten-Mission noch heute antreffen, bilden jetzt die deutschen die Mehrheit. Die auf anderen Missionsgebieten gesammelten Erfahrungen wurden von ihnen benutzt, indem sie nicht bei dem Küstenland anfangen, sondern sofort im Innern sich niederließen: In der Nähe des Njassasees, im äußersten Nordwesten der Kolonie in den Landschaften Urundi und Uha, am Viktoriassee, am Kilimandscharo, am Paregebirge, in Usambara; die Hafenstädte wurden dabei aber nicht ganz übergangen. Daß die Berliner, die Herrnhutische, die Neukirchener, die Schleswig-Holsteinsche, die Leipziger, die Adventisten-, die Bielefelder Mission die Träger der evangelischen Mission in Deutsch-Ostafrika geworden sind, zeigt, daß sich viele und mannigfaltige Kräfte diesem Lande gewidmet haben.

Nord-Afrika und Vorder-Asien sind die Welt des Islam. Damit ist erklärt, daß die Mission hier überall auf einen bewußten Gegensatz stößt, der sich zwar oft verhüllt, aber sofort hervorbricht, sobald die christliche Werbearbeit tieferen Eindruck macht. Es ist ein Beweis der wunderbaren Gewalt des Missionsgedankens, daß er trotz der langsamen und oft ganz ausbleibenden Fortschritte die opferwillige Hingebung gerade für diese Länder zu entflammen vermag.

Die Eigenart der evangelischen Mission.

Die vorstehende Skizze hat uns gezeigt, daß die evangelische Mission sich zu einer die Welt umspannenden Größe entwickelt hat. Aus den kleinen und engen Formen ihrer Anfangszeiten herausgewachsen, steht sie jetzt als das größte Werk des Protestantismus da und hat es nicht mehr nötig, sich gegen den abgeschmackten Vorwurf des Konventikelhaften zu verteidigen. Ihre Ausdehnung drängt nun aber die Frage auf, was sie will, wie sie arbeitet, was sie erreicht hat. Die Geschichte, die sie durchlaufen hat, gibt die Antwort.

Das Wesen der evangelischen Mission.

Da die evangelische Mission nichts anderes ist als die Übermittlung des von dem europäischen und amerikanischen Protestantismus vertretenen Christentums an nichtchristliche Völker, so steht

die Beantwortung der Frage nach dem Wesen der evangelischen Mission vor denselben Schwierigkeiten, wie sie uns entgegentreten, wenn es gilt das Wesen des Protestantismus zu bestimmen. Die von anglikanischen Gesellschaften betriebene Mission kann die Eigentümlichkeiten der englischen Staatskirche ebensowenig verleugnen wie methodistische Missionen auf die Mittel der Einwirkung verzichten, die sich ihnen in der Heimat bewährt haben. In den großen Unternehmungen des American Board sind die amerikanischen Vorstellungen von Freiheit und Selbständigkeit lebendig, wie in denen des französischen Protestantismus der Geist des Hugenottentums, das in der Zeit der Leiden und Verfolgungen die Tugend der Ausdauer und die Fähigkeit rascher Entschließung wie energischen Handelns ausgebildet hat. Innerhalb des deutschen Missionswesens tragen die aus pietistischen Kreisen hervorgegangenen und von ihnen getragenen Organisationen eine deutlich erkennbare bestimmte Färbung, während die ausgesprochen lutherischen Missionen den Geist atmen, der einem Kirchenwesen auf dieser konfessionellen Grundlage eigentümlich ist. Diese Verschiedenheiten sind die natürliche Folge der mannigfaltigen Formen und Ausprägungen, die der evangelische Glaube gefunden hat, und es ist selbstverständlich, daß sie bei der Übertragung des Christentums auf fremden Boden mit hinaus wandern. Daraus erklären sich die mannigfachen Abweichungen und Schattierungen in der Gestalt des Gottesdienstes und im Unterrichtswesen, in der Kirchengenossenschaft und in der Gemeindeverwaltung, in Fragen der Praxis wie in der Stellung zu Kontroversen, die dem Gebiet der Missionstheorie angehören. Alle vorhandenen Kräfte und Gaben haben freie Bahn, der ganze Reichtum evangelischen Glaubenslebens kann ohne jede äußere Hinderung und Beschränkung sich entfalten und jede Kirchengemeinschaft wie jede kirchliche Richtung besitzt die Möglichkeit, in der ihrer Überzeugung entsprechenden Weise an der Ausbreitung des Christentums sich zu beteiligen und zu erproben, wie ihre Auffassung von dessen Wesen auf Angehörige anderer Religionen wirkt.

Aber der große Aufschwung des protestantischen Missionswesens ist nicht die einzige Frucht dieser schrankenlosen Freiheit. Der durch keine äußere Autorität begrenzte und gehemmte Individualismus hat bedrohliche Seiten, die nicht bestritten werden sollen. Die Sachlage erscheint um so ernster, als auch dann keine Möglichkeit vorliegen würde, den Konsequenzen der Zersplitterung durch organisatorische Maßnahmen entgegenzutreten, wenn sie den Bestand der

Mission ernstlich gefährden würden. So wenig der heimatlliche Protestantismus irgend eine Zentralinstanz hat, die befugt wäre und die Macht besäße, unheilvolle Erscheinungen in dem Umkreis des Protestantismus zu unterdrücken, so wenig besteht irgend eine Autorität für die evangelische Mission, um übereinstimmende Normen aufzustellen und gegebenenfalls einzugreifen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Verhältnisse auf nichtprotestantischer Seite weitgehende Hoffnungen auf einen raschen Verfall der evangelischen Mission zu wecken pflegten. Aber Schlußfolgerungen dieser Art liegt der Irrtum zugrunde, daß sie von den Maßstäben und Grundfäßen ausgehen, die der Katholizismus an die Hand gibt, dabei jedoch den eigentümlichen Charakter des Protestantismus verkennen, der eine andere innere Struktur besitzt und andere Entwicklungsmöglichkeiten in sich schließt. Die Geschichte beweist, daß die zahlreichen, unter einander zum Teil sehr verschiedenen, durch keine wie immer geartete Verfassungsform mit einander verknüpften einzelnen protestantischen Missionsunternehmungen einen gemeinsamen Grundcharakter haben. Die protestantischen Missionsgebiete weisen übereinstimmende Züge auf, die sie als etwas innerlich Zusammengehöriges und als ein Ganzes erscheinen lassen. Wir haben daher das Recht, nicht nur von evangelischen Missionsgesellschaften, sondern von einer evangelischen Mission zu reden.

Aber es kann uns nicht genügen, festzustellen, daß von der evangelischen Mission Gesamtwirkungen ausgehen, diese Tatsache bedarf noch einer Erklärung. Wo jene freien Vereinigungen von Vertretern der Missionsgesellschaften einzelner Gebiete stattfinden, werden wir ihnen gewiß einen Einfluß zuschreiben dürfen, der ausgleichende und verbindende Wirkungen ausübt, und daher eine Art von Ersatz für Rechtsordnung und verfassungsmäßige Organisation bilden kann. Aber diese Einrichtung ist noch zu lückenhaft und noch zu sehr in der Entstehung begriffen, als daß wir ihr das Verdienst zuschreiben dürften, daß die zersplitterten protestantischen Missionsbestrebungen den Eindruck einer evangelischen Gesamttaktion hervorrufen. Wir haben die Ursache dieses Eindruckes daher in einer anderen Richtung zu suchen und finden sie in dem Verhältnis der evangelischen Mission zur Reformation.

Die Beziehungen zwischen Mission und Reformation sind mannigfacher Art. Daß die Reformation im Gegensatz zu der katho-

lischen Kirche, die auf ihre Verfassung und äußere Einheit sehr großes Gewicht legte, die Art der rechtlichen Gestaltung ihres Kirchenwesens der geschichtlichen Entwicklung freigegeben und niemals das Ziel aufgestellt hat, daß alle evangelischen Christen in einem Kirchenverband zusammengefaßt werden, hat dazu geführt, daß der Protestantismus heutzutage uns in zahlreichen Kirchen entgegentritt. Es ist eine Folge dieser Dezentralisation, daß die evangelische Mission sich als ein getreues Abbild der heimatlichen Christenheit auf Grund der früher geschilderten Entwicklung in eine Unzahl von einzelnen Organisationen gliedert.

Da die Reformation alle Fragen der Verfassung und äußeren Ordnung als etwas im letzten Grunde Gleichgültiges und Unwesentliches betrachtete, konnte sie ihre ganze Kraft auf die Verinnerlichung des Christentums konzentrieren. Als sie, von einer tiefen Erfassung des Gedankens der Sünde ausgehend, in dem Glauben an die vergebende Gnade Gottes den Weg zur Begründung eines neuen Verhältnisses zu Gott gefunden hatte, war von ihr erreicht, was sie erreichen konnte und wollte. Daß mit diesen schlichten biblischen Gedanken etwas für die damalige Zeit Neues ausgesprochen war, zeigte die Art, wie es ihren Anhängern unmöglich gemacht worden ist, sie innerhalb der katholischen Kirche zu vertreten. Daß sie auch die Reime gewaltiger geistiger Bewegungen in sich schlossen, hat erst die Geschichte der Reformation und der von ihr bestimmten Folgezeit erwiesen. Nun sind diese Grundgedanken des reformatorischen Christentums schon im Reformationszeitalter und dann bis zur Gegenwart sehr verschieden aufgefaßt worden, denn die Lebenserfahrungen und Lebensführungen sind verschieden und in dem Protestantismus gilt der Grundsatz der Gewissensfreiheit. Aber trotz der großen geistigen Kämpfe, die sich über die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Protestantismus erhoben haben, liegt die Tatsache vor, daß die Länder mit vorwiegend evangelischer Bevölkerung unter der Wirkung der reformatorischen Gedankenwelt nicht nur durch kirchliche Abgrenzung sondern durch den in ihnen lebendigen Geist innerhalb der Christenheit der Gegenwart eine besondere Gruppe bilden.

In der Reformation wurzelt die evangelische Mission, sie ist die Quelle ihrer Kraft, sie bildet das unsichtbare Band zwischen allen Ihren Teilen. Ihre Grundgedanken durchziehen ihre Arbeit, bestimmen ihre Methode und finden in dem Christentum der christlichen Eingeborenen einen Wiederhall, der für den ökumenischen Charakter

des reformatorischen Christentums ein schönes Zeugnis ablegt. Mag die große Mannigfaltigkeit in der Auffassung des evangelischen Glaubens, die uns in der heimatischen Kirche entgegentritt, auch innerhalb der Missionsgesellschaften sich widerspiegeln und mag der innere Abstand zwischen den einzelnen Kirchen und Richtungen noch so groß sein, — in nicht wenigen Fällen verlieren innerprotestantische Abweichungen angesichts des großen Gegensatzes zwischen Christentum und Heidentum und der sich dadurch aufdrängenden neuen Fragestellungen und gemeinsamen Aufgaben an Schärfe — die evangelische Mission als Ganzes ist ein Denkmal von der Macht des evangelischen Christentums, das sich überall durchsetzt, weil es überall Menschen gibt, die innerlich frei werden wollen und sich nach Frieden sehnen.

Die Zerspitterung des Protestantismus und der Mangel an einer für alle Missionsorgane maßgebenden Instanz bringen es mit sich, daß die Aufgabe der evangelischen Mission nirgends in einer authentischen und autoritativen Fassung formuliert vorliegt. Auf Grund ihrer Geschichte aber bestehen hinsichtlich ihrer Ziele keine Zweifel. Sie will das Evangelium von Jesus Christus denen bringen, die es noch nicht kennen, und geht von der Überzeugung aus, daß das Christentum die absolute Religion ist, die für alle Menschen bestimmt ist und für alle ein Gut darstellt, das von ihnen auf anderem Wege als durch die Annahme des Christentums nicht gewonnen wird. Diese Grundvoraussetzung ist ein Urteil des christlichen Glaubens, kann daher nicht auf wissenschaftlichem Wege als richtig erwiesen werden, aber die Geschichte des Christentums und die religiöse Erfahrung stehen ihm zur Seite. Die evangelische Mission verfolgt also ein religiöses Ziel. Darin liegt, daß ihre ganze Tätigkeit darauf einzustellen ist, daß dieses Ziel erreicht wird. Damit ist aber zugleich ausgesprochen, daß alle von ihr in Angriff genommenen Unternehmungen und Veranstaltungen durch dieses Ziel bestimmt sein müssen, und nur insoweit als missionarische gelten dürfen, als sie direkt oder indirekt ihrem religiösen Endzweck dienen. Diese grundsätzliche Bestimmung des Missionszieles besitzt eine große Tragweite. Denn da die Mission genötigt ist, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um auf die nichtchristlichen Völker einzuwirken, und durch tiefes und umfassendes Studium der Hindernisse, die der Christianisierung im Wege stehen, die Notwendigkeit erkennt, viele Wege einzuschlagen, um erzieherisch zu wirken, ist sie zu vielen Arbeiten gelangt, die auch unter anderen als missionarischen Gesichtspunkten wertvoll

sind. Ihre Bemühungen um kulturelle Hebung primitiver Völker und ihr großes Erziehungsweesen tragen beispielsweise diesen Charakter. Die diesen Zwecken dienende Wirksamkeit findet daher eine wohlwollende Unterstützung und Anerkennung auch in Kreisen, die dem Missionsgedanken fern stehen. Aber die Mission darf, ohne sich selbst aufzugeben, niemals darauf verzichten, in allen diesen Fällen darüber volle Klarheit zu schaffen, daß die Hinführung von Nichtchristen zum Christentum für sie nicht ein Ziel neben anderen ist, sondern im letzten Grunde das einzige ist, für das sie ihre Kraft einsetzt. Sie würde ihrem Wesen untreu werden, wenn sie es über diesen ihren Grundcharakter zu Unklarheiten kommen ließe. Diese grundsätzliche Stellung der Mission sichert ihre innere Unabhängigkeit, gibt ihr aber zugleich die volle Freiheit zu ernster Mitarbeit an vielen und großen Aufgaben, die sich aus der Berührung zwischen dem europäischen Geistesleben und fremden Kulturen ergeben. Von hier aus gewann auch unsere deutsche Mission die Fähigkeit, unter britischem, holländischem, dänischem Regiment tätig zu sein, ohne sich in ihrem Gewissen beeengt zu fühlen. Sie war nicht politisch und wollte es auch nicht sein. Das Vorgehen der englischen Regierung gegen die deutschen Missionare in Indien während dieses Krieges drängt den Schluß auf, daß für das englische Empfinden zwischen Mission und Politik innere Zusammenhänge bestehen, die der deutschen Mission stets fern gelegen haben, weil sie die Richtlinien für ihr Handeln ihrem rein religiösen Ziel entnahm.

Die Verschiedenheit der Missionsgebiete.

Das Missionsziel ist überall das gleiche, aber die Verhältnisse, unter denen die Missionsarbeit getan wird, sind überall verschieden. Die nichtchristlichen Religionen zeigen allerdings manche Züge, die allen gemeinsam sind, aber daneben bestehen starke Abweichungen, die zugleich Abstufungen darstellen. Man braucht nur die religiösen Vorstellungskreise der Neger, der Inder, der Chinesen mit einander zu vergleichen und es wird klar, daß der Begriff des Heidentums eine unendliche Fülle von Religionsformen umfaßt. Aber die höhere Religionsstufe bedeutet nicht einen höheren Grad von Empfänglichkeit für das Christentum. Maßgebend ist vielmehr die Stärke des Gefühls der Abhängigkeit von finsternen Gewalten und der daraus erwachsenen Furcht. Je mehr sie das Leben belastet, um so größer ist die Ge-

neigtheit, sich dem Christentum zuzuwenden, das diesen Angstzustand überwindet. Daraus erklären sich seine großen Erfolge gerade unter den Anhängern von Religionen auf niederer Stufe. Die größere Widerstandskraft der höheren Religionen des Heidentums wird dadurch noch gesteigert, daß diese Religionen sich bei Völkern finden, deren geistiges Leben das der primitiven Völker überragt und daher gegenüber Anregungen von außen größere Festigkeit besitzt.

Diese Beobachtung führt uns auf die großen kulturellen Verschiedenheiten unter den Völkern, mit denen es die christliche Mission zu tun hat. Den Fortschritten der Wissenschaft der Völkerkunde verdanken wir die Erkenntnis, daß die früher übliche Unterscheidung zwischen Kulturvölkern und Naturvölkern von einer irrtümlichen Voraussetzung ausging, wenn das Vorhandensein kulturloser Völker angenommen wurde. Denn dieser Fall liegt nicht vor, da auch tiefstehende Völker Kultur haben. Es handelt sich nur um Unterschiede der Art und der Stufen der Kulturentwicklung; diese sind allerdings außerordentlich groß. Während Indien, China und Japan hochentwickelte Kulturen aufweisen, sind die meisten übrigen Völker, mit denen die christliche Mission in Berührung kommt, kulturarm. Die Verhältnisse, die dieser Klassifizierung zu Grunde liegen, wirken auf die Missionsarbeit stark ein, da sie überall auf eine Umgestaltung des Lebens nach christlichen Normen hinstrebt. Gegenüber kulturarmen Völkern befindet sich das missionierende Christentum insofern in einer günstigen Lage, als es unter ihnen zugleich als Träger einer höheren Zivilisation und Kultur auftritt, während ihm in den genannten Ländern, die im Besitz einer der christlichen an Alter sogar überlegenen Kultur sind, dieser Rückhalt fehlt. Aber auch ihnen bringt das Christentum Neues, denn es weckt den Sinn für Fortschritt und Entwicklung. Wo aber diese Gedanken lebendig werden, bricht eine neue Zeit auch für diese auf ihre Kultur stolzen Völker an.

Jedes Missionsgebiet empfängt auch durch die Abstammung und Lebensweise, durch die Charaktereigentümlichkeit und geistige Begabung seiner Bewohner ein besonderes Gepräge. Mag die Verschiedenheit der Rassen zwar nach der wissenschaftlichen Seite noch so große Probleme stellen, für die praktische Missionsarbeit ist sie vorhanden und erzwingt sich ernsteste Beachtung. In Indien steht die Mission einer Bevölkerung gegenüber, die seit Jahrtausenden die Bezirke bewohnt, in denen sie jetzt sesshaft ist, während die Rheinische Mission in dem heutigen Deutsch-Südwest-Afrika alle Hindernisse kennen lernte, die der Erziehung von

Eingeborenen im Wege stehen, die nicht gewohnt sind, an festen Ortschaften zu leben, und die Berliner Mission in den südafrikanischen Minendistrikten Menschenmassen vor sich hat, die sich dauernd erneuern. Als die Brüdergemeinde sich der Keger in West-Indien und Suriname annahm, befanden sich diese im Zustand der Sklaverei, sie mußte daher ihre Tätigkeit auf diese Rechtslage einstellen. Dem größten Gegensatz dazu bildet die gegenwärtige Mission in China, wo sie mit den durch die republikanische Staatsform geschaffenen Verhältnissen zu rechnen hat. Daß jede Völkerguppe auch nach der religiösen und sittlichen Seite wie in sozialer Hinsicht und in ihrer geistigen Struktur ihre Besonderheit hat, ist eine Erfahrung, über die kein Wort zu verlieren ist. Wir begegnen endlich Völkern, die sich in aufsteigender Linie entwickeln und daher besonderes Interesse erregen, neben anderen, die aus der Geschichte der Menschheit verschwinden werden, denen daher nur noch ein friedlicher Lebensabend bereitet werden kann.

Auf die Christianisierungsarbeit hat nicht selten die Stellung der in dem betreffenden Land maßgebenden politischen Gewalt zu den Bestrebungen der christlichen Mission einen ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt. Bis vor wenigen Jahrzehnten stand die große Mehrheit der Missionsgebiete unter dem Regiment heidnischer Machthaber und war damit allen Zufälligkeiten einer Willkürherrschaft ausgesetzt. Infolge der Erweiterung des europäischen Kolonialbesitzes bilden diese Missionsgebiete aber jetzt die Minderheit, d. h. die christliche Missionsarbeit spielt sich jetzt größtenteils in Ländern ab, die unter christlichen Obrigkeiten stehen. Nun hatte freilich schon die ältere Kolonialgeschichte bewiesen, daß die Unterordnung unter ein christliches Staatswesen der Mission noch nicht eine wohlwollende Behandlung verbürgt. Aber die früher skizzierten Wandlungen in dem Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik schienen diesen unnatürlichen Zuständen für alle Zeiten ein Ende bereitet zu haben. Das Verhalten Englands gegenüber der deutschen Mission in dem gegenwärtigen Krieg hat aber erwiesen, daß diese Erwartung ein Irrtum gewesen ist.

Fassen wir alle diese Tatsachen zusammen, so ergibt sich, daß die Verschiedenartigkeit der Missionsgebiete außerordentlich groß ist und in allen für die Missionsarbeit wichtigen Beziehungen sich geltend macht. Daraus folgt die doppelte Pflicht, sowohl die Eigenart jedes Gebietes sorgfältig zu studieren als auch ihr entsprechend das

missionarische Vorgehen zu individualisieren. Die evangelische Mission hat diese Aufgabe erkannt und handelt nach diesen Gesichtspunkten.

Heidendchristliche Gemeinden und Eingeborenenkirchen.

Nur in seltenen Ausnahmen wird das Christentum freudig begrüßt, fast überall hat es große Widerstände zu überwinden; und diese Aufnahme ist sehr begreiflich. Denn es tritt mit Ansprüchen auf, die den herrschenden religiösen Vorstellungen, den Sitten, den Lebensgewohnheiten widersprechen, und fordert Entsayungen und Opfer, deren Notwendigkeit zunächst nicht verstanden wird. In allen nichtchristlichen Religionen ist der Einzelne auch nach religiöser Seite mit Familie und Sippe aufs engste verknüpft, es fehlt die Vorstellung von der Religion als einer persönlichen Angelegenheit des einzelnen Menschen, denn der Begriff der Persönlichkeit ist noch nicht erfaßt und der Gedanke einer individuellen Religionsfreiheit liegt noch ganz außerhalb des Gesichtskreises. In den Empfindungen nichtchristlicher Völker gegenüber dem Christentum steht die Vorstellung, daß es eine fremde Religion ist, zunächst im Vordergrund. Es kommt aus fernen Ländern, seine Boten reden andere Sprachen, und es unterscheidet sich in seinem ganzen äußeren Auftreten von anderen bekannten Religionsformen. Bei näherer Beobachtung wird dann wahrgenommen, daß sie ein Stück Europäertum ist und mit der europäischen Kultur in enger Verbindung steht. Von diesen ersten Eindrücken aus wird zunächst das Christentum beurteilt, bis später eigene Erfahrungen in Stand setzen, diese Auffassung zu korrigieren und zu ergänzen. Es wäre eine große Selbsttäuschung, wenn ein Missionar glauben wollte, er könnte jemals den Boden verleugnen, von dem er herkommt. Er ist und bleibt immer der Europäer, er ist und bleibt immer der Vertreter der weißen Rasse, er ist und bleibt immer ein Träger der europäischen Kultur. So empfindet der Chinese und der Japaner und der Inder, ebenso wie der Südpazifikaner oder der afrikanische Neger. Das Evangelium erscheint also immer in Verbindung mit anderen Vorstellungen und Größen, die mehr oder weniger als Gegensätze empfunden werden. Daher nimmt die heidnische Welt ihm gegenüber zunächst eine Abwehrstellung ein und sie ist verständlich. Es ist nicht nur die Abneigung des Bösen gegen das Gute, der Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, der Protest der in ihren Lebensinteressen sich bedroht fühlenden Priesterschaften und

Janbarer, wenn offen oder versteckt dem Christentum entgegen getreten wird. Dahinter steht auch die Furcht vor dem Umsturz des Alten und Bestehenden, Patriotismus, Familiengeist, geschichtlicher Sinn, Selbstbehauptung, und diese Stimmung wird durch den Eindruck der Überlegenheit des Weißen und des Christentums nicht gemildert, sondern noch gesteigert. Diese Gegensätze sind so groß und erstrecken sich so weit, daß sie ausgetragen werden müssen. Die Formen und die Art dieses Kampfes sind zwar verschieden, aber die große Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum ist unvermeidlich und muß überall stattfinden, bevor die Christianisierung eines Volkes wirklich gesichert ist.

Da die Kenntnis des Christentums die selbstverständliche Voraussetzung für dessen Annahme ist, hat die Mission die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß es bekannt wird; und sie benutzt alle dafür geeigneten Wege. Wo die Beeinflussung der Heiden durch das gedruckte Wort möglich ist, besteht für diesen Zweck eine ausgedehnte christliche Literatur. Zumeist aber ist mit Analphabeten zu rechnen und auch dort, wo es sich um des Lesens kundige Kreise handelt, wird niemals auf persönliche Einwirkung verzichtet werden. Die mündliche Verkündigung des Evangeliums bildet daher den Mittelpunkt aller missionarischen Tätigkeit. Die Formen, in denen sie sich vollzieht, sind sehr mannigfaltig. In den Gottesdiensten, die auch Nichtchristen zugänglich sind, bietet sich die regelmäßig wiederkehrende Gelegenheit, davon zu reden, was das Christentum ist und warum es gebracht wird, aber daneben wird auch der persönliche zwanglose Verkehr mit den Eingeborenen dazu benutzt. Nicht selten hat schon der Bau von Missionshäusern erste Anknüpfungen vermittelt, die Besuche von Kranken öffnen den Zugang zu den Familien, durch das Schulwesen werden zahllose Beziehungen geschaffen. In Deutsch-Südwest-Afrika reisen die Missionare von Farm zu Farm, um die Eingeborenen am Abend zu versammeln. In Johannesburg werden die Compounds aufgesucht, in Indien ist die Form der Straßenpredigt verbreitet, in Japan haben in den Zeiten, in denen jedermann über das Christentum orientiert werden wollte, auch zahlreiche Vorträge in öffentlichen Versammlungen stattgefunden. Die Mission hat sich also den verschiedenen Verhältnissen angepaßt und ist weit davon entfernt, ihre Werbearbeit in die Schranken der Kultusrede einzuengen.

In bezug auf die Gestaltung des Inhalts der Predigt zeigt die Mission einen sehr bemerkenswerten Fortschritt, und zwar in

doppelter Richtung. Es ist geschichtlich zu verstehen, daß die Predigt anfangs einen ausgesprochen dogmatischen Charakter getragen hat, denn die heimatliche Kirche kannte damals keine andere Form. Aber sie wurde von den nicht-christlichen Hörern nicht verstanden und ließ daher die Herzen kalt. Als die Brüdergemeinde im 18. Jahrhundert diese Beobachtung machte, war sie so einsichtig, aus ihren Erfahrungen zu lernen und fortan das Theoretisch-Lehrhafte bewußt zurückzustellen. Seitdem werden wohl überall die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens im engen Anschluß an die Heilige Schrift und unter starker Hervorhebung ihrer unmittelbar praktischen wertvollen Seite vorgetragen. Für die Gedanken von dem einen Gott und von der Erlösung der Menschheit durch Christus, für das Leben Jesu und für die christliche Zukunftshoffnung ist unter allen Völkern Verständnis gefunden worden. Eine andere aus dem Studium der Missionsberichte in alter und neuer Zeit sich aufdrängende Wahrnehmung ist die, daß die Mission im Laufe der Zeit immer mehr gelernt hat, in dem Leben, Denken und Fühlen der Eingeborenen Anknüpfungspunkte für ihre Predigt zu suchen. Daß sie sich mit dieser Methode auf dem richtigen Wege befindet, ist unmittelbar einleuchtend, denn der Chinese empfindet anders als der afrikanische Neger, und der Prediger in Tokio muß bei seinen Zuhörern mit anderen Vorstellungen rechnen als der Neuendettelsauer Missionar, der in Kaiser-Wilhelmsland von dem Leiden des Herrn erzählt.

Als die germanischen Stämme unter Führung ihrer Könige sich dem Christentum angeschlossen, taten sie diesen Schritt gemeinsam, weil die Religion für sie eine Sache des Volkes, nicht des einzelnen war. Dadurch sind ihnen die aufreibenden inneren Kämpfe erspart geblieben, die das Vorhandensein von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Religionen innerhalb eines Staatswesens hervorzurufen pflegt, und es ist das Zusammenschmelzen von Christentum und Volkstum in christlicher Sitte erleichtert worden. Aber die Auseinanderetzung zwischen heidnischem und christlichem Geist ist den germanischen Völkern dadurch nicht erspart worden, nur daß sie bei ihnen nicht der Taufe voranging, sondern ihr nachfolgte.

Die evangelische Mission hat bisher selten Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeit zur Lösung der Aufgaben zu erproben, die der Zustrom solcher Massen mit sich bringt, wenn sie auch schon in die Lage gekommen ist, z. B. in Uganda, den Eintritt großer Mengen von Heiden bewältigen zu müssen. Daß die evangelische Mission zunächst auf die Bekehrung Einzelner hinarbeiten sucht,

ist nicht nur auf den Einfluß des Pietismus zurückzuführen. Denn es ist protestantische Art, von Anfang an individualisierend vorzugehen und den Religionswechsel als eine persönliche Entscheidung für das Christentum zu behandeln.

Alle Missionsgesellschaften knüpfen die Aufnahme von Heiden in die evangelische Kirche an die Bedingung eines vorausgehenden Unterrichts in den Grundwahrheiten des Christentums; die meisten deutschen Missionsgesellschaften legen den Lutherischen Kleinen Katechismus zugrunde. Die Art und die Dauer dieses Katechumenates ist zu den verschiedenen Zeiten verschieden gemessen und auch in der Zukunft werden, ebenso wie in der katholischen Mission große Abweichungen bestehen bleiben, da die heidnischen Völker nicht gleichartig sind. Dazu kommt, daß das Fehlen einer leitenden Instanz für das gesamte evangelische Missionswesen sich natürlich auch hier geltend macht und die verschiedenen Auffassungen der Taufe nicht ohne Einfluß bleiben können. Die herrschende Praxis geht dahin, daß der Missionar an einem Heiden dann die Taufe vollzieht, wenn dieser das Verlangen danach hat, wenn er ein elementares Verständnis des Christentums besitzt und den Eindruck erweckt, mit Ernst und Aufrichtigkeit die Pflichten eines Christen erfüllen zu wollen. Es liegt nicht nur an der niedrigen sittlichen Entwicklungsstufe vieler heidnischer Völker, sondern es ist in der menschlichen Natur tief begründet, daß bei den Übertritten zum Christentum viel Selbsttäuschungen unterlaufen und auch nicht religiöse Beweggründe, zumieist Hoffnungen auf irgend welche Vorteile, mit hineinspielen werden. Dieser Sachlage trägt die Mission Rechnung, indem sie den Heidenchristen unter strenge Zucht nimmt und die vor der Taufe begonnene Erziehung weiterführt und ausgestaltet.

Die durch die Taufe zum Christentum Übergetretenen werden nicht sich selbst überlassen, sondern in *Gemeinden* zusammengefaßt, in denen sie Halt und Stütze finden. Diese heidenchristlichen *Gemeinden* wecken das größte Interesse, denn sie stellen gewissermaßen das Ergebnis der Missionsarbeit dar und sind zugleich der Boden, auf den der weitere Ausbau der Missionskirchen sich stützen soll. Urteile über die heidenchristlichen Gemeinden im allgemeinen wird jeder vermeiden, der sich klar gemacht hat, daß jede einzelne beanspruchen darf, als eine Größe für sich beurteilt zu werden. Denn die Bedingungen, unter denen sie entstehen, sind untereinander grundverschieden, das gilt oft sogar von nahe beieinander liegenden Gemeinden desselben Volkes. Es ist ferner zu beachten, aus welchen

Elementen sie zusammengesetzt sind, wie lange sie bestehen, in welcher Umgebung sie sich befinden, wie der Volkscharakter geartet ist, und welchen Einflüssen von außen sie ausgesetzt sind. Früher war es üblich, die heidenchristlichen Gemeinden stark zu idealisieren, indem man den Übertritt zum Christentum mit Vorstellungen umkleidete, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprachen, und infolgedessen das in ihnen herrschende Leben auch nicht so ansah, wie es wirklich war, sondern wie es sein sollte. Die missionarische Berichterstattung ist aber nüchterner und sachlicher geworden und der Fehler der unbewußten Schönfärberei darf als überwunden gelten. Die Schwierigkeit, ein klares Bild von dem religiösen und sittlichen Zustand der Gemeinden zu gewinnen, ist trotzdem noch groß, denn es fehlt dafür ebenso sehr an sicheren Maßstäben, als wenn die Aufgabe gestellt wird, über das religiöse und sittliche Leben heimatlicher Gemeinden ein begründetes Urteil abzugeben. Aber wir dürfen im Blick auf die gesamte evangelische Mission behaupten, daß es ihr in sehr vielen Fällen gelungen ist, Gemeinden heranzubilden, die den christlichen Namen mit Recht tragen. Als Kennzeichen dieses christlichen Charakters sehen wir an: Freiwillige Unterwerfung unter die Kirchenzucht, den Bruch mit heidnischen Sitten und Vergnügungen, Leistungen für Gemeindezwecke, die Bereitwilligkeit, für ihren evangelischen Glauben Opfer zu bringen. Neben diesen tatsächlichen Erweisen christlicher Gesinnung erhalten die mannigfachen Anfänge einer lebendigen und selbständigen Auffassung des Christentums eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf, wenn auch andererseits immer zu prüfen ist, in wiefern in einzelnen Redewendungen Worte europäischer Missionare ihr Echo finden. Die heidenchristlichen Gemeinden sind daher vielfach längst nicht mehr nur Summen von einzelnen Getauften, sondern Organismen mit eigenem Leben, die beweisen, daß das Christentum in ihnen und durch sie neuen Gestaltungen entgegenstrebt.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hat man sich um die Frage der Weiterentwicklung der heidenchristlichen Gemeinden wenig Sorge gemacht. Durch den Eintritt in den Verband der christlichen Gemeinde waren die christlichen Eingeborenen in den Bereich der Fürsorge der Mission eingerückt, was ihnen an geistiger Leitung notwendig war, wurde ihnen durch die Missionare gewährt, der äußere Unterhalt der Gemeinden wurde durch die Missionsleitung bestritten, sie griff auch helfend ein, wenn die Mitglieder der Gemeinde in Not gerieten und verschaffte ihnen Arbeits-

gelegenheiten. Zugleich wurden die Christen, soweit es sich ermöglichen ließ, an einzelne Orte zusammengezogen und diese Gemeinwesen sozial und wirtschaftlich gegen ihre heidnische Umgebung abgegrenzt, um deren Einflüsse einzuschränken. Diese Praxis gestaltete das Gemeindeleben wesentlich patriarchalisch, da die Eingeborenen als unmündig galten, und stand, wenigstens in der deutschen Mission, unter dem Einfluß des pietistischen Gemeindeideals, das in der Brüdergemeinde feste Formen angenommen hatte. Da das deutsche Landeskirchentum, bis auf wenige Ausnahmen, eine Mitarbeit der Gemeinden an der Verwaltung der Kirche damals nicht kannte, befand sich diese Missionsmethode demnach in innerer Übereinstimmung mit den Anschauungen und den Verhältnissen der heimatischen Kirche.

Gegenwärtig sind in dem evangelischen Missionsgebiet andere Anschauungen maßgebend. Die schon früher vereinzelt auftretenden Versuche, bewährte und erfahrene Eingeborene als Berater hinzuzuziehen, haben zu der Einführung von Ältestenkollegien geführt, in deren Hand die Verwaltung der Gemeinden gelegt ist. Es ist auch damit begonnen worden, mehrere Gemeinden zu Synoden zusammenzufassen, unter Hinzuziehung von eingeborenen Christen zu deren Tagungen, und die Bildung von noch größeren Verbänden, für die der Name Eingeborenenkirchen zutrifft, ist im Gange. Dieser Ausbau der Verfassung der heidenchristlichen Gemeinden vollzieht sich mit der dem Protestantismus eigentümlichen Freiheit und Regellosigkeit, aber es ist damit eine Entwicklung eingeleitet, die diese Gemeinden befestigen und zugleich selbständiger machen wird.

Starke Anregungen, auf diesem Wege fortzuschreiten, sind von zwei Seiten ausgegangen. Innerhalb der Missionsgesellschaften waren es vor allem die amerikanischen, die für eine Erziehung der Eingeborenen zur Freiheit und Verantwortlichkeit eingetreten sind und ihre Ziele in der Forderung zusammenfaßten, daß die Gemeinden sich selbst unterhalten, sich selbst verwalten und an der Ausbreitung des Christentums mitarbeiten sollen. Wenn auch die Durchführung dieses Programms zum Teil überhastet wurde und die mechanische Übertragung amerikanischer Einrichtungen auf anders geartete Verhältnisse zu Mißerfolgen führte, die nicht zu verwundern waren, so lag doch in diesem Gedanken ein so gesunder Kern, daß ihre energische Vertretung für die gesamte evangelische Mission indirekt ein Gewinn geworden ist. In Deutschland verband sich die theoretische Erörterung der Frage nach der Weiterentwicklung der

heidenchristlichen Gemeinden mit den Verhandlungen über das Problem, ob die Befeuerung Einzelner oder die Christianisierung der Völker als Missionsziel anzustreben ist. Die praktischen Versuche mit der größeren Selbständigmachung der christlichen Eingeborenen haben im allgemeinen gute Ergebnisse gezeitigt. Durch sie ist freilich auch das Verständnis für die große Kompliziertheit der Frage gewachsen und die Notwendigkeit erkannt worden, auf dem Wege pädagogischer Anleitung die Vorbedingungen für die Selbständigmachung der Eingeborenengemeinden zu schaffen. Manche Völker werden allerdings ihrer Veranlagung nach schwerlich jemals die für eine Selbstregierung erforderliche Reife erlangen.

Einen anderen Charakter tragen die aus der Mitte der Eingeborenen heraus vertretenen Forderungen, ihnen kirchliche Selbständigkeit zu gewähren. Auf zahlreichen Missionsgebieten machen sich während des letzten Menschenalters innerhalb der eingeborenen christlichen Bevölkerung Bestrebungen nach nationaler Gestaltung des Christentums geltend. In Süd-Afrika kam die große Bewegung des Äthiopismus auf, ähnliche Erscheinungen traten in Britisch-Indien und in China hervor. In Japan ist das Verlangen nach Nationalisierung des Christentums sogar so stark, daß es auf den Gang der Mission bereits bestimmend eingewirkt hat. Das Ziel dieser Bewegungen ist die Bildung nationaler Eingeborenkirchen. Da der Protestantismus evangelischen Glauben und Volkstum eng verknüpft, wie das deutsche Landeskirchentum und die Verschmelzung von deutschem und evangelischem Geist beweisen, so handelt die evangelische Mission in voller Übereinstimmung mit Grundgedanken der Reformation, wenn sie diesen Zielen nicht nur wohlwollend gegenübersteht, sondern sich auch selbst dafür einsetzt, daß sie erreicht werden. Soweit es zur Bildung solcher Kirchen gekommen ist, geschah es unter ihrer tatkräftigen Mitwirkung, und auf dem viel besprochenen Ebinburger Weltmissionskongreß 1910 waren die christlichen Eingeborenen durch eine ganze Reihe von Abgeordneten vertreten. Wenn nun trotzdem die evangelische Mission zu diesen nationalistischen Bestrebungen eine zurückhaltende Stellung einnimmt, so ist es klar, daß sie nicht aus einer grundsätzlichen Ablehnung hervorgeht. Aber die Art, wie sie praktisch vertreten worden sind, mußte ihre Besorgnis erregen, denn es besteht die große Gefahr, daß die Christengemeinden dazu gemißbraucht werden, um nationalistische Interessen zu fördern. Im Hintergrund steht die Rassenfrage; der Afrikaner wie der Chinese und der Japaner will sich der Leitung und Bevormundung des weißen

Mannes entziehen. Er ist sich nicht nur seiner Verschiedenheit sondern auch seiner Kraft und seiner Eigenart bewußt geworden und hat gelernt, sich dem Weißen ebenbürtig zu fühlen. Diese Selbsteinschätzung ist nicht nur die Frucht aufreizender Agitationen, sondern kann an den angeeigneten Besitz europäischer Kultur anknüpfen und ist in Süd-Afrika zum nicht geringen Teil auf die englische Eingeborenenpolitik zurückzuführen, die zu der verhängnisvollen Bewaffnung der Eingeborenen gegen die Buren in der Zeit des letzten Burenkrieges geführt hat. Die Hineinziehung der farbigen Völker in den gegenwärtigen Krieg durch die Ententemächte wird den Anspruch auf Gleichberechtigung mit der weißen Rasse bei ihnen noch verstärken und daher den Rassen Gegensatz verschärfen. Die tiefsten Wurzeln dieser Spannung liegen allerdings nicht in solchen politischen Maßnahmen, deren Unzweckmäßigkeit von anderer Seite bestritten werden würde, sondern in der Tatsache, daß sich das National- resp. Rassengefühl bei allen Völkern anderer Erdteile ausbildet, wenn sie mit Europa in engere Beziehungen treten. Darauf wirkt schon der Umstand hin, daß diese Beziehungen ihnen ohne Ausnahme aufgenötigt werden. Dazu kommt, daß der Vergleich mit den Fremden naturgemäß das Auge für die Eigentümlichkeit des eigenen Volkstums weckt. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß die Überlegenheit des Fremden den Zusammenschluß des einheimischen Elementes anregt und daß die Fortschritte in der Übernahme und Aneignung des Fremden die Hoffnung wecken, mit ihm den Wettbewerb aufnehmen zu können. In dieser Sachlage ruhen die Keime zu den zahllosen Reibungen und Gegensätzen, die überall entstehen, wo einheimische Rassen und Nationalitäten mit dem Europäertum zusammenstoßen. Die evangelische Mission wird durch dieses Übergreifen des Nationalismus in die Eingeborenengemeinden vor Aufgaben gestellt, die viel Weisheit und Festigkeit erfordern. Infolge ihrer grundsätzlichen Billigung des Gedankens der selbstständigen Eingeborenenkirche hat sie mit diesen Bestrebungen mancherlei Berührung, aber es wird ihr auf der anderen Seite erschwert und zum Teil geradezu unmöglich gemacht, der Art, wie sie sich durchzusetzen suchen, zuzustimmen. Die von ihr selbst vertretene Forderung einer schrittweise fortschreitenden Entwicklung, wird jedoch von den vorwärtsdrängenden und reformlustigen Elementen meist nicht verstanden und daher von ihnen als Feindschaft oder Rückständigkeit gedeutet. Wie schwierige Verhältnisse aus dieser Sachlage entstehen können, zeigt auf dem Gebiet des Schulwesens der Fall der Dschischa in Tokio;

die Japaner versuchten, die von der Mission begründete Lehranstalt ihrem Einfluß zu entziehen und haben es auch vorübergehend erreicht. Die Streitigkeiten in der Landfrage in Süd-Afrika zeigen das gleiche Problem in der Form wirtschaftlicher Gegensätze. Die größte mit derartigen Kämpfen verbundene Gefahr besteht für die Mission darin, daß durch sie das Vertrauen der Eingeborenen zu ihr erschüttert wird.

Die Mission als Vermittler von Bildung.

Durch das Medium der Mission wird der nichtchristlichen Welt eine Fülle von Bildungselementen nahe gebracht. Unter den mehr als 20 000 europäischen Männern und Frauen, die im Dienst der Mission stehen, sind alle Nationen und alle Bildungsstufen vertreten, und jeder einzelne trägt, mag er sich dessen bewußt sein oder nicht, ein Stück europäischen Geisteslebens mit sich hinaus. Was auf diesem Wege an europäischem Kulturgut fremden Völkern zugeführt wird, läßt sich nicht abgrenzen und im einzelnen feststellen. Aber schon die Tatsache, daß es tausende von Familien sind, die durch die Mission in überseeische Länder und zwar zu dauerndem Aufenthalt verpflanzt werden, gibt eine Vorstellung davon, daß dadurch Beziehungen angeknüpft werden, die einen weit über das rein missionarische Gebiet hinausgreifenden Einfluß vermitteln. Aber die Mission stellt sich auch direkt in den Dienst der Aufgabe, europäisches Geistesleben Völkern anderer Kulturkreise zuzuführen, indem sie in ihren Veranstaltungen der Schule einen sehr großen Raum zuweist. In dieser Pflege der Schule bewegt sich die Mission auf den Wegen, die Martin Luther der evangelischen Kirche gewiesen hat. Sie mißt ihr ein so großes Gewicht bei, daß das Schulwesen gegenwärtig in dem evangelischen Missionsbetrieb in manchen Ländern im Vordergrund steht und den größten Teil ihrer Kräfte in Anspruch nimmt. Diese Schätzung der Schule ist die Frucht der von der evangelischen Mission gesammelten Erfahrungen und die Folge der neuen Verhältnisse, die sich in zahlreichen Ländern, in denen sie tätig ist, unter dem Einfluß der vordringenden europäischen Kultur ausgebildet haben.

Die Schule ist für die Mission unentbehrlich. Das zeigt die Tatsache, daß alle Missionsgesellschaften auf allen Missionsgebieten sich der Schule widmen und die Zahl ihrer Schulen (39 737) die der Gemeinden (22 900) weit übertrifft. Durch den Schulunterricht treten die Missionare mit der Jugend in dauernde und regelmäßige Be-

ziehungen, lernen die Sprache des Landes, kommen mit den Familien in Berührung und erhalten die Möglichkeit, auf die weitesten Kreise erzieherisch und geistig einzuwirken. Der Zweck der Missionschule ergibt, daß sie einen christlichen Charakter tragen und daß daher die Einführung in das Christentum im Mittelpunkt des Unterrichts steht, aber daneben werden überall wenigstens die Elemente des Wissens übermittelt: Lesen, Schreiben, Rechnen. Diese Elementarschulen bilden die Grundlage und den Grundstock des missionarischen Schulsystems; es weist aber auch zahlreiche Lehranstalten auf, die eine höhere Bildung vermitteln. Die in den Elementarschulen als begabt und ihrer Persönlichkeit nach als für den Missionsdienst geeignet erkannten Schüler empfangen dann in Mittelschulen, Lehrer- und Predigerseminaren, Industrieschulen eine weitere Ausbildung, je nachdem sie als Evangelisten, Katechisten, Lehrer oder als Prediger verwandt werden sollen. Die Zahl der eingeborenen Katecheten, Lehrer, Evangelisten war im Jahre 1916 61 306, die der eingeborenen ordinierten Pfarrer 5349.

Damit sind die Grundformen für den weiteren Ausbau des Unterrichtswesens gewonnen und die evangelische Mission hat, zumal in den letzten beiden Jahrzehnten, keine Mühe und kein Opfer gescheut, den außerordentlichen und neuen an sie herantretenden Bildungsaufgaben gerecht zu werden. Vor allem in den alten asiatischen Kulturländern Japan, China, Indien und in der Türkei hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, auch Hochschulen zu begründen. Sie entsprechen dem in England und Amerika verbreiteten Universitätstypus oder kommen ihm nahe; ihre Zahl betrug 1916 109.

Auf die Schule aber wird die evangelische Mission nicht nur durch ihre eigenen unmittelbaren Bedürfnisse hingewiesen, sondern auch durch die Tatsache, daß die europäische Kultur in alle Länder der Welt stürmisch vordringt und überall geistige Revolutionen hervorruft. Jede Maschine, die aus Europa eingeführt wird und die einheimischen Arbeitsgeräte verdrängt, die einer tiefer stehenden Entwicklungsstufe der Technik und des Wirtschaftslebens entstammen, jeder Handelsartikel, der durch bessere Beschaffenheit und billigeren Preis die Herstellung der Eingeborenensfabrikate einschränkt oder unmöglich macht, jeder Kilometer Eisenbahn, der in das Innere eines Landes sich vorschiebt, jeder Bau eines Europäerhauses, jede Niederlassung von Europäern, die das Bild einer gehobenen Lebenshaltung vor Augen führt, wirkt als Pionier dieser europäischen Kultur. Sie nimmt in ihren Dienst jeden, der mit ihr

in Berührung kommt. Der Ovambo, der für eine Arbeitsperiode von 6 Monaten nach den Diamantensfeldern von Lüderitzbucht zieht, oder der Eingeborene, der sich im Innern Afrikas für die Plantagen in Usambara hat anwerben lassen, der chinesische Kuli, der in St. Franzisko sein Glück zu finden hofft, und der Inder, der die Mittelpunkte des britischen Weltreichs aufsucht, jeder bringt nach seiner Heimat Eindrücke mit, die europäisches Wesen verbreiten. Alle Gelegenheiten, die den Angehörigen fremder Rassen mit dem Europäer in Verbindung bringen, werden zu Brücken für die Ausdehnung der europäischen Kultur, durch zahllose Kanäle dringt sie in die Gewohnheiten des täglichen Lebens ein, in Haus und Familie, in die Arbeit und in den Handel, in Religion und Sitte. In Ländern unter europäischem Kolonialregiment tritt diesen regellosen Einflüssen die starke und tiefgreifende Wirkung zur Seite, die von der staatlichen Verwaltung, von dem Gerichtswesen und dem Militär ausgeht und alle Bevölkerungsschichten durchzieht.

Kein Volk der Erde ist imstande gewesen, diesen Ansturm abzuwehren und sich ihm gegenüber auf die Dauer zu behaupten. Die Widerstandsfähigkeit ist verschieden groß, aber überall führt dieser Prozeß zu großen Erschütterungen und Umwälzungen des Bestehenden, die den Übergang zu einem großen Aufschwung bilden aber auch zum Unheil ausschlagen können. In dem breiten Strom dieser Entwicklung bildet die Wirkung der europäischen Kultur auf das Geistesleben der fremden Völker nur einen Ausschnitt, aber sie ist, wie sich von selbst versteht, von besonderer Wichtigkeit. Da es sich hier um Verhältnisse handelt, die für das wirtschaftliche Leben keine unmittelbare Bedeutung haben, finden sie im allgemeinen nicht das ihnen gebührende Interesse. Die Kolonialregierungen können zwar nicht ganz an ihnen vorübergehen, aber auch für sie pflegen sie hinter den Größen, über die in der Ein- und Ausfuhrstatistik Auskunft gegeben wird, weit zurückzutreten. Daraus erklärt es sich, daß den christlichen Missionen in vielen Ländern in sehr großem Umfang, in manchen fast ausschließlich die Aufgabe überlassen wird, sich der Eingeborenen in der kritischen Lage anzunehmen, in die sie durch das Vordringen der europäischen Kultur gebracht werden.

Die europäische Kultur erzeugt überall, wohin sie dringt, das Streben nach Bildung und daher das Verlangen nach Schulen. Die Geschichte der Entstehung des modernen Japan ist eine Geschichte seines Bildungswesens, China folgt ihm auf diesem Wege, in Indien finden wir ein hochentwickeltes Schulsystem.

Unter primitiven Völkern machen wir die gleiche Beobachtung, nur daß hier der Prozeß in der Regel langsamer verläuft. Wenn die evangelische Mission auf einem neuen Arbeitsgebiet unter einem kulturarmen Volk mit Schulunterricht beginnt, pflegt sie in der ersten Zeit auf große Gleichgültigkeit und mehr oder weniger starken Widerstand der Eingeborenen zu stoßen. Sie verstehen nicht, weshalb sie die Mühe des Lernens von Dingen, die ihnen wertlos erscheinen, auf sich nehmen sollen und bedürfen daher anfangs nicht selten kleiner Anreizungsmittel, um die Abneigung gegen die Schule zu überwinden. Sobald sie aber begreifen, daß die in ihr gelehrteten Fertigkeiten Nutzen bringen und aussichtsreiche Erwerbsmöglichkeiten erschließen, ändert sich das Bild mit einem Schlage und das Verlangen nach Unterricht äußert sich in oft geradezu überraschender Stärke. Das haben wir beispielsweise in Kamerun erlebt, aber auch in Teilen von Ost-Afrika.

Mit diesem durch die europäische Kultur geweckten Bildungsstreben der Eingeborenen hat die Mission als mit einer feststehenden Tatsache zu rechnen und stellt sich daher auf den Boden dieser Sachlage. Eine höchst unerfreuliche Begleiterscheinung dieser geistigen Umwandlung ist die *Halbbildung*; sie macht der Mission viel zu schaffen. Ihr Aufkommen ist freilich nicht rätselhaft, denn sie ist das Produkt einer Übergangszeit, in der die höhere fremde Kultur mit der niedrigeren einheimischen ringt. Es ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß die europäische Schule als Hauptträger der europäischen Kultur mit dazu beiträgt, sie hervorzubringen. Aber das ist eine Nebenwirkung ihrer großen Leistungen, die zwar beklagenswert ist, aber als unvermeidlich in Kauf genommen werden muß und mit der weiteren Ausdehnung eines geordneten Schulbetriebes eingeschränkt wird. Unsere deutschen evangelischen Missionen versuchen, der Gefahr, daß durch Schulunterricht ein Dünkel erzeugt wird, der die Handarbeit als etwas Minderwertiges betrachtet, in unseren Kolonien dadurch zu begegnen, daß sie daneben zur Arbeit erziehen und wo es angängig ist, die körperliche Arbeit der Zöglinge in den Unterrichtsbetrieb selbst einzureihen. Daneben bemüht sie sich, der Halbbildung dadurch vorzubeugen, daß sie darauf hinwirkt, daß der in die Schule eintretende Eingeborene den vollständigen Lehrgang durchläuft und dadurch in den Besitz einer abgeschlossenen Bildung gelangt. Da in unseren Kolonien ein staatlicher Schulzwang nicht besteht, steht der Mission für die Durchsetzung dieser Grundsätze nur die moralische Autorität zur Verfügung, die sie über

die Eingeborenen besitzt. Es war eine wesentliche Unterstützung in diesen Bemühungen, als die Kolonialregierung in Kamerun verfügte, daß ein einmal begonnener Schulbesuch fortgesetzt werden mußte. Bei dieser Sachlage kann die Mission es mit Gleichmut ertragen, wenn ihr von unkundiger Seite zur Last gelegt wird, was nicht die Frucht ihrer Arbeit, sondern ein Symptom des durch die Einwirkung der europäischen Kultur hervorgerufenen großen Gärungsprozesses ist. Da die Vorstellungswelt der Eingeborenen unter diesen Einflüssen sich in ein geistiges Chaos aufzulösen droht, ist es eine große Leistung der Missionschule, wenn es ihr gelingt, der heranwachsenden Generation ein geordnetes Wissen zuzuführen und sie an Zucht zu gewöhnen. Sie steigert den Wert dieser Arbeit, indem sie entsprechend ihrem Grundcharakter diese Erziehung auf ausgesprochen christlicher Grundlage aufbaut.

Es ist eine merkwürdige und für das enge Verhältnis zwischen Protestantismus und Kultur bezeichnende Tatsache, daß die evangelische Mission, obwohl ihr eine Oberleitung fehlt, wie nach einem einheitlichen Plan jede sich darbietende Gelegenheit zu Schulgründungen benutzt hat. Diese Entwicklung kommt in der *Schulstatistik* zum Ausdruck, der zwar zu jeder Zeit mancherlei Mängel anhaften, so daß die einzelnen Zahlen nicht zu pressen sind, die aber doch ein annäherndes zutreffendes Bild entwirft und auf viele wichtige Beziehungen der Mission ein Licht wirft. Wir dürfen aber hier nicht auf Einzelheiten eingehen und bemerken nur andeutungsweise, daß z. B. das Verhältnis von Mission in Kultur in der aufsteigenden Zahl der Industrieschulen (1916: 209 Schulen mit 10 125 Schülern) sich widerspiegelt, daß für die Frage der Heranziehung der Eingeborenen zur missionarischen Mitarbeit hier wertvolles Material dargeboten wird (1916: 646 Prediger- und Lehrerseminare mit 18 098 Zöglingen), daß durch sie auch die fortschreitende Spezialisierung des Unterrichtsbetriebes anschaulich wird. So konnte die beachtenswerte Feststellung gemacht werden, daß die evangelische Mission jetzt 376 Kindergärten mit 12 596 Schülern unterhält. Fassen wir unter dem Sammelwort Schule alle von der Mission zu Unterrichtszwecken unterhaltenen Anstalten zusammen, von der einfachsten Elementarschule, die oft in den denkbar einfachsten Räumen lernbegierige Eingeborene versammelt bis hinauf zu den großen hochschulartigen Instituten, so stehen wir vor einer Zahlenreihe, die eine überraschend starke Steigung aufweist. Es bestanden im Jahre 1845: 2609 Schulen mit 119 174 Schülern, 1889: 12 960 Schulen

mit 728 221 Schülern, 1910: 31 257 Schulen mit 1 349 907 Schülern, 1916: 39 797 Schulen mit 1 973 816 Schülern. Der große Aufschwung des evangelischen Missionswesens in den letzten Jahren tritt in diesen Ziffern klar hervor. Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie die Entwicklung in einzelnen Erdteilen und Ländern sich gestaltet hat. Afrika war noch im Jahre 1845 der unbekannte Erdteil; damals bestanden dort 215 Schulen mit 19 378 Schülern. Zwei Menschenalter später wurden hier 12 993 Schulen mit 724 720 Schülern gezählt; dazwischen liegt die Erschließung Afrikas für europäische Kolonisation. Die Geschichte Chinas in dem gleichen Zeitraum wird lebendig, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es 1845 dort noch keine Schulen der evangelischen Mission geben konnte, aber 1890: 553 Schulen mit 15 745 Schülern bestanden und 1916, d. h. nach dem Zusammenbruch des alten China, 5119 Schulen mit 158 336 Schülern. Eine ähnliche Entwicklung zeigt Japan, das sich 1845 noch in dem Zustand völliger Abgeschlossenheit befand, aber 1890: 83 Schulen mit 9042 Schülern besaß und 1916: 809 Schulen mit 29 465 Schülern. Daß die Zahlen hier nicht höher hinaufgeschwungen sind, liegt zum Teil an der inzwischen erfolgten großen Ausgestaltung des staatlichen Schulsystems. Vergleichsweise weisen wir noch auf die ebenfalls sehr bedeutsamen Veränderungen in Niederländisch-Indien hin, wo 1845: 63 Schulen mit 5022 Schülern von der Mission unterhalten wurden, 1890 aber 238 Schulen mit 11 217 Schülern und 1916 sogar 978 Schulen mit 73 132 Schülern.

In der großen Auseinandersetzung zwischen den Kulturen der Gegenwart liegt die Führung in der Hand Europas, weil es die Kultur besitzt, die allen vorhandenen Kräften freien Spielraum gewährt und sie aufs höchste anspannt und zugleich diesem rastlosen Vortwärtstreben hohe ideale Ziele steckt. Wenn von Ausbreitung europäischer Kultur geredet wird, pflegt in erster Linie auf die Ausfuhr unserer Industrieprodukte hingewiesen zu werden, deren Steigerung durch die Handelsstatistik festgestellt wird. Was Europa an geistigen Werten hinaus trägt, ist dagegen nicht durch Zahlen festzustellen und ist unmeßbar. Doch wir dürfen behaupten, daß die christliche Mission, indem sie mit ihren Schulen die Erde zu umspannen unternimmt und Millionen von Menschen das Verständnis für europäische Kultur übermittelt, ein Mitarbeiter an der Kultivierung der Welt geworden ist. Diese bedeutsame Wirkung der missionarischen Schultätigkeit liegt allerdings

über den von ihr selbst damit verfolgten Zweck hinaus. Denn sie will durch sie das geistige Leben der nichtchristlichen Völker aus der Starrheit und Stumpfheit herausreißen, die sich mit niedern Kulturen verbindet, um dadurch unerläßliche Vorbedingungen für die Annahme des Christentums zu gewinnen, und sie ist auf dem besten Wege, dieses Ziel zu erreichen, wo es noch nicht geschehen ist.

Als religiöser Erzieher wirkt die evangelische Mission bewußt und planmäßig auch durch literarische Mittel. Sie legt großes Gewicht darauf, daß die zum Christentum übergetretenen Völker in die Lage versetzt werden, in ihrer eigenen Sprache das Beste zu lesen, was die Welt hervorgebracht hat. Vor allem bemüht sie sich, Luthers Gedanken zu verwirklichen, daß jedem Christen die Bibel zugänglich gemacht werden soll. Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten Luther zu überwinden hatte, um bei seiner Übersetzung sinngemäße deutsche Redewendungen zu finden und sich klar und verständlich auszudrücken. Diese Mühe sind jedem die Bibel übersetzenden Missionar wohl bekannt und von ihm nacherlebt worden, nur daß sie in vielen Fällen noch größer gewesen sein werden, weil die deutsche Sprache reicher ist als viele außereuropäische Sprachen, und außerdem nicht selten der Ausdruck für neue Begriffe gesucht werden mußte. Das Vorhandensein von etwa 480 Bibelübersetzungen zeigt, mit welcher Energie das gesteckte Ziel erstrebt wird, und in rastlos fortschreitenden Revisionen wird daran gearbeitet, sie zu verbessern. Die Bedürfnisse der Schule führen zur Abfassung von Lehrbüchern aller Art und aller Stufen, für gottesdienstliche Zwecke werden Gesangbücher gedruckt, der Bildung und Unterhaltung dienen zahllose Einzelschriften und Zeitschriften. Wir stehen hier vor einer Literatur von so gewaltigen Dimensionen, daß sie sich nicht mehr überschauen läßt. In Britisch-Indien allein bestehen 64 Missionsbuchdruckereien und an Missionsblättern erscheinen hier neben 74 in englischer Sprache 64 in den Sprachen eingeborener Völker.

In zahlreichen Fällen hat die evangelische Mission literaturlosen Völkern eine Schriftsprache gebracht und sie damit auf eine höhere Stufe geistigen Daseins emporgehoben. Überall aber, wohin sie kommt, ist sie ein Vorkämpfer geistigen Fortschrittes, indem sie dem gedruckten Wort die größtmögliche Verbreitung gibt und für die Verbindung von Christentum und Bildung eintritt.

Die Begründung einer christlichen Gesellschaft.

Zwischen der Gesellschaftsordnung eines Volkes und seiner Religion bestehen enge Zusammenhänge. Denn jede Religion wirkt auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein und übt auf die Stellung der Familie wie auf die Regelung der Beziehungen zwischen den einzelnen Volksgenossen einen erheblichen Einfluß aus. Die Reformation hat eine neue Auffassung vom Wesen des Staates begründet, das allgemeine Geistesleben ist durch sie in neue Bahnen gelenkt worden, auch die Stellung zur Welt wurde eine andere. Das zeigt die Geschichte der europäischen Völker, die in ihrer Mehrheit dem protestantischen Bekenntnis angehören. Ganz ebenso hat China von der Ethik des Confuzius sein eigenartiges Gepräge empfangen, wie das Leben Indiens nur von dem Hinduismus aus zu begreifen ist. Bei allen dem Animismus ergebenden Völkern sehen wir die Vorstellungen von dem Eingreifen der Geisterwelt in die Geschichte der Menschen das gesamte Leben durchziehen, und der Islam beherrscht die ihm ergebenden Millionenmassen nicht nur durch seine religiösen Vorschriften, sondern auch, und zwar vor allem, durch die mit seinem Geist erfüllten Rechtsordnungen. Daher ist der Übertritt eines Volkes zum Christentum, wenn es ein mit Bewußtsein vollzogener Religionswechsel ist, ein für sein ganzes Dasein epochenmachendes Ereignis, so daß für alle seine Lebensverhältnisse eine neue Periode beginnt. Es ist eine der größten, aber auch der schwierigsten Aufgaben der christlichen Mission, in dieser Lage Vater und Führer zu werden.

In der Frage nach dem Verhältnis von Christentum und einheimischem Volkstum, die uns in allen Zweigen und Formen der Mission begegnet, nimmt die evangelische Mission eine grundsätzlich klare und bestimmte Stellung ein. Sie erblickt in dem Volkstum, das sie vorfindet, die natürliche Grundlage ihrer Arbeit und wünscht, es zu erhalten. Der völkische Zusammenhang wird von ihr als eine bedeutsame Stütze ihrer Bestrebungen betrachtet, denn er ermöglicht ihr, den Geist des Christentums allen Schichten der Bevölkerung und allen Formen des sozialen Lebens zuzuführen. Manche Ziele, wie z. B. die allmähliche Christianisierung der Sitte und des Rechts sind überhaupt nur zu erreichen, wenn und soweit noch völkische Verbände vorhanden sind. Daher zeigt die evangelische Mission überall ein großes Interesse daran, das Volkstum als solches zu erhalten und zu pflegen. Daraus erwächst

ihr die Aufgabe, sowohl den von der europäischen Kultur ausgehenden Wirkungen entgegenzutreten, die es ernstlich zu gefährden geeignet sind, als auch energisch auf die innere Festigung des Volkstums hinzuarbeiten. In manchen Ländern werden diese Bestrebungen dadurch gefördert, daß die gleichen Ziele auch von anderer Seite aus verfolgt werden. Indem z. B. die deutsche Kolonialregierung die Rechtsprechung für Eingeborene nach Eingeborenenrecht stattfinden läßt, gewährt sie dem eingeborenen Volkstum eine nicht zu unterschätzende Stütze. Nur beiläufig bemerken wir, daß der Begriff des Volkstums nicht überall leicht festzustellen ist, da es in manchen Ländern nicht mehr in klarer und abgegrenzter Schärfe vorliegt. Was dieses Interesse der evangelischen Mission an der Erhaltung des Volkstums dort, wo es stark gefährdet ist, bedeuten kann, zeigt das Beispiel der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwest-Afrika, wo die Herero und Nama ihre Nationalität nur dadurch behaupten, daß die Mission den Untergang ihrer Sprache durch unermüdlige Pflege verhindert.

Die Hochschätzung des einheimischen Volkstums wurde für die evangelische Mission der Anlaß, sich mit ihm eingehend zu beschäftigen. In den alten Missionsberichten stoßen wir auf vielerlei ethnologische Beobachtungen, die zu Geschichtsquellen für die Zustände vor dem Eindringen europäischer Kultur geworden sind und dadurch einen Wert erlangt haben, an den zur Zeit ihrer Niederschrift niemand gedacht hat. An die Stelle dieser gelegentlichen Mitteilungen, die wesentlich davon abhingen, ob die einzelnen Missionare nach Seiten der Volkskunde Interesse hatten oder ihre Wahrnehmungen für genügend wichtig erachteten, um sie zu veröffentlichen, ist neuerdings mehr und mehr eine planmäßige Aufarbeitung der Probleme der Völkerkunde getreten, soweit sie in den Kreis der Missionsaufgaben fallen. Seit erkannt worden ist, daß ein starkes und gesundes Volkstum für die Aufnahme und innere Aneignung des Christentums die günstigsten Vorbedingungen schafft, hat das Studium der Eigenart der fremden Völker, unter denen die Mission sich niederläßt, den Charakter einer unentbehrlichen Vorarbeit erhalten. Indem die evangelische Mission sich dabei der Methoden der Spezialwissenschaften bedient, die dabei in Frage kommen — da sie erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an sich herausgebildet haben, war die Mission früher nicht in der Lage, sie sich zum Vorbild zu nehmen — ist es ihr gelungen, in den verschiedenen Zweigen der Völkerkunde Erhebliches zu leisten. Es liegt in der Natur der Sache,

daß die praktischen Bedürfnisse der Missionsarbeit in allererster Linie auf die Erforschung der Sprachen der Eingeborenen hinviesen. Auf diesem Forschungsgebiet sind in den letzten Jahrzehnten außerordentliche Fortschritte zu verzeichnen, an denen evangelische Missionare einen starken Anteil gehabt haben. Wir verdanken ihnen aber auch zahlreiche wertvolle Arbeiten über das wirtschaftliche und das geistige Leben, über die Gesellschaftsordnung und über das Rechtswesen der Völker, unter denen sie zu wirken begonnen hat. Besondere Aufmerksamkeit hat sie der Religionsgeschichte zugewandt und bemüht sich, in das Seelenleben der Eingeborenen einzudringen durch Vertiefung in vorhandene Literaturen, wie in China und Indien, wie durch die Sammlung von Sprichwörtern, Märchen, Sagen und Liedern. Zu nahen Beziehungen zur Erdkunde ist die Mission schon früher gelangt, da die Entdeckungsreisen ihr die Wege wiesen. In der Geschichte der Erforschung einzelner Teile Afrikas begegnet uns der Name manches Missionars; die überragendste Bedeutung erlangte Livingstone. Das Interesse der evangelischen Mission Deutschlands hat sich besonders den in unseren Kolonien lebenden eingeborenen Völkern zugewandt. Es hängt das damit zusammen, daß die dadurch erschlossenen Gebiete die Hauptkraft des deutschen Protestantismus, soweit er sich in den letzten drei Jahrzehnten neue Arbeitsfelder suchte, in Anspruch genommen haben und gleichzeitig der wissenschaftliche Geist unter den deutschen Missionaren einen starken Aufschwung erfahren hat.

Eine der wichtigsten Errungenschaften des Pietismus war die Zurückeroberung des reformatorischen Gedankens, daß das Christsein eine Angelegenheit der einzelnen Persönlichkeit ist. Indem er ihn auf die Heidenmission übertrug, gelangte er dazu, als deren Ziel die Bekehrung einzelner Heiden zum Christentum hinzustellen. Es mag hier dahingestellt bleiben, wie weit er sich dabei in bewußtem Gegensatz zu der damals herrschenden Missionsmethode befunden hat. Jedenfalls liegt die Tatsache vor, daß er sich damit für eine Missionsmethode entschied, die sowohl von der der katholischen Kirche abwich, als auch von der Praxis der holländischen Staatskirche, die beide darin übereinstimmten, daß sie sich damit begnügten, große Massen von Menschen der christlichen Kirche zuzuführen. Der Grundsatz, auf Einzelbekehrungen hinzuwirken, hat dann weit bis in das 19. Jahrhundert hinein einen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Mission ausgeübt. Die nachteiligen Wirkungen seiner einseitigen Vertretung sind nicht ausge-

blieben. Aber indem wir sie zugeben, haben wir die Pflicht, zugleich darauf hinzuweisen, daß schon die herrnhutische Mission des 18. Jahrhunderts mancherlei Einrichtungen und Formen der Missionsarbeit aufweist, die über eine lediglich auf Einzelbekehrung abzielende Missionsmethode weit hinausstreben. Denn ihre Bemühungen um Zivilisierung der Eingeborenen, um Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage, um die Herstellung von Gemeinwesen, in deren Grenzen auch das bürgerliche Leben den Forderungen des Christentums unterstellt wurde, sind nichts anderes als Ansätze zur Volkschristianisierung, wenn auch dieser Ausdruck dafür nicht gebraucht wurde. Die Gerechtigkeit verlangt auch hervorzuheben, daß sowohl die Brüdergemeinde als auch die Dänisch-Hallesche Mission auf ihren Arbeitsfeldern Verhältnisse der eingeborenen Bevölkerung antrafen, die ein anderes als das tatsächlich eingeschlagene Verfahren kaum ermöglichen würden, denn die Eingeborenen dieser Länder befanden sich teils im Zustand der Unfreiheit, teils lebten sie zerstreut. Aber es war doch ein Fortschritt, als der Gedanke der *Volkschristianisierung* klar erfaßt und als Arbeitsziel erkannt wurde. Denn es rückte damit die Aufgabe, das Christentum nach allen Richtungen und auf allen Lebensgebieten zur Geltung zu bringen, alle Gesellschaftsformen mit seinem Geist zu durchdringen und ihm damit eine über das religiöse Leben des Einzelnen hinausragende Bedeutung zu erringen, also die Seele des Volkes und das Volk als Ganzes zu christianisieren, in den Vordergrund und wurde nicht mehr nur gelegentlich oder als eine bloße Folgerung in das Missionsprogramm aufgenommen. Die Volkschristianisierung wurde ein Hauptziel der Mission. So ist sie in der Tat einzuschätzen. Denn wo immer sie erreicht und voll durchgeführt wird, da ist für diesen bestimmten Bezirk das Größte erreicht, was das missionierende Christentum erstreben kann: Herstellung einer christlichen Gesellschaftsordnung, die einen Kreis von Menschen umschließt, die sich zum Christentum bekennen und für alle Seiten und Formen des Gesellschaftslebens die Maßstäbe des Christentums anerkennen.

Die Christianisierung eines auf heidnischem Boden erwachsenen Volkstums ist ein langsam fortschreitender Prozeß, auf den die evangelische Mission in doppelter Weise einwirkt. Einerseits hat sie das vorgefundene Volkstum daraufhin einer kritischen Prüfung zu unterziehen, inwieweit es in eine christliche Gemeinde übernommen werden kann, andererseits versucht sie, durch die Einführung christ-

licher Gedanken und neuer Lebensordnungen seinen inneren Gehalt zu heben.

Die an erster Stelle genannte Aufgabe stellt die Mission nicht selten vor höchst verwickelte Entscheidungen. Es gibt zwar viele Stücke des Volkslebens, von denen ohne weiteres zu sagen ist, daß sie mit dem Christentum schlechthin unvereinbar sind. Sitten, die direkt heidnischem Götterglauben entsprungen sind und ihn stützen, wie z. B. heidnische Feste, können nicht geduldet werden und es ist daher von eingeborenen Christen zu fordern, daß sie sich von ihnen lossagen. In Ländern unter europäischen Kolonialregierungen werden manche unter diese Rubrik fallende Handlungen gesetzlich unter Strafe gestellt, weil sie in so scharfem Widerspruch zu den sittlichen Anschauungen der europäischen Völker stehen, daß sie nicht geduldet werden können; ihre Bekämpfung und allmähliche Ausrottung geschieht demnach durch die bürgerliche Obrigkeit. Daher wird in Deutsch-Ostafrika gegen die Sitte, Zwillinge zu töten, eingeschritten und in Britisch-Indien gegen die durch das Herkommen geheiligte Gewohnheit, die Wittven zu verbrennen. In diesen und ähnlichen Fällen unterliegt es für die Mission keinem Zweifel, daß sie ihren gesamten geistigen und erzieherischen Einfluß aufzubieten hat, um an der Abstellung solcher Mißstände mitzuwirken. Dagegen gibt es sehr viele Sitten und Gebräuche, von denen es fraglich ist, wie stark in ihnen das heidnische Element ist und ob sie einer religiösen Neutralisierung fähig sind. Dieselben Sitten üben unter verschiedenen Verhältnissen auch eine verschiedene Wirkung aus und der Grad ihrer inneren Verflechtung mit heidnischem Wesen verlangt eine immer erneute Nachprüfung. Wenn die evangelische Mission gegen den Fortbestand des einheimischen Volkstums gleichgültig wäre, hätte sie einen leichteren Stand und könnte in Zweifelsfällen kurzer Hand ihre disziplinarischen Maßregeln danach treffen. Da sie aber das Volkstum grundsätzlich schonen will und daneben auch von pädagogischen Grundsätzen geleitet ist, ist die Entscheidung über den einzuschlagenden Weg oft sehr schwierig. Daraus erklärt sich die abweichende Praxis der einzelnen Missionsgesellschaften. So wird die Morgengabe bei Eheschließungen in Deutsch-Ostafrika geduldet, in Süd-Afrika zum Teil streng untersagt. Die Beschneidung von Christen wird in Deutsch-Ostafrika von einzelnen Gesellschaften bei Beobachtung gewisser Vorschriften gestattet, von einer dagegen sogar mit dem Ausschluß der Eltern aus der Christengemeinde bedroht. Eine berühmte Streitfrage ist die Behandlung der Kaste in Indien. Von

manchen Seiten wird sie als eine Einrichtung des bürgerlichen Lebens hingenommen und daher ihre Beobachtung anerkannt, wobei allerdings die Erwartung besteht, daß ihr allmählich durch die Verbreitung des christlichen Geistes der Boden entzogen werden wird, während sie von anderer Seite als eine so tief greifende Verletzung christlicher Gesinnung beurteilt wird, daß der Bruch mit der Kaste und das Aufgeben der mit ihr verbundenen Gebräuche zur Bedingung für die christliche Taufe gemacht wird. Selbst die Behandlung der Vielehe bereitet große Schwierigkeiten. Zwar gilt es als selbstverständlich, daß kein verheirateter Christ eine zweite Frau nehmen darf, aber die Frage, wie Polygamisten, die Christen werden wollen, zu behandeln sind, hat keine einheitliche Regelung gefunden und schon schwere Gewissenskonflikte geschaffen.

Aber wie auch immer die Grenzen abgesteckt werden mögen, bis zu denen Toleranz geübt werden kann, die Hauptsache bleiben immer die von dem Christentum in das fremde Volkstum überströmenden neuen Kräfte. Eine gewaltige Wirkung geht zunächst von dem mit dem Christentum eng verknüpften Gedanken der *E i n z e l p e r s ö n l i c h k e i t* aus. Er ist den meisten Völkern fremd, denn für sie ist der Einzelne nur Glied seiner Familie, seines Stammes, seines Volkes und hat keine freie Verfügung über sich selbst. Erst seitdem Europa von der Sklaverei sich losgesagt hat, ist es der evangelischen Mission möglich geworden, für das Recht der einzelnen Persönlichkeit auf dem Missionsgebiet einzutreten, denn in den zahllosen Sklavenverhältnissen stand bis zu diesem Zeitpunkt die tatsächliche Verletzung dieses Rechtes vor aller Augen. Auf die Religionsverhältnisse angewandt, spricht dieses Recht jedem einzelnen Mann und jeder einzelnen Frau die Befugnis zu, nach eigenem Ermessen den christlichen Glauben anzunehmen. Es ist nur eine Folgerung daraus, wenn damit zugleich für den Eingeborenen die Freiheit gefordert wird, die Schritte zu unternehmen, die einen solchen Übertritt vorbereiten, also z. B. den Taufunterricht zu besuchen, und die aus dem vollzogenen Religionswechsel sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, also z. B. sich von heidnischen Kulthandlungen fern zu halten und christliche Gottesdienste zu besuchen sowie den Anweisungen von Missionaren zu unterwerfen, die sich auf die Durchführung des christlichen Glaubens in der Lebensweise erstrecken. Dadurch aber wird der Einzelne von seiner Familie und von seinem Stamm unabhängig, und es tritt, wenn zahlreiche Personen sich so entscheiden, notwendig eine Lockerung dieser durch zahllose religiöse Beziehungen

mit dem Heidentum eng verflochtenen Organisationen ein. Da Angehörigen jedes Volkes und jeder Rasse dieses Recht der religiösen Selbstbestimmung zugesprochen wird, war es nur konsequent, die Lehre Luthers von dem Priestertum aller Christen auch hier zur Anwendung zu bringen. Jene Heranziehung der eingeborenen Christen zur Mitarbeit an der Gemeindeleitung ist daher nicht nur durch Zweckmäßigkeitsbetrachtungen herbeigeführt worden, sondern ergab sich auch folgerichtig aus den Grundanschauungen des reformatorischen Christentums. Es ist deshalb auch keine zufällige Erscheinung, daß die evangelische Mission in größerem Umfange als die katholische die eingeborenen Christen zu ihrem Dienst herangezogen hat.

In dem Gedanken der christlichen Familie wird der heidnischen Welt ein Ideal bekannt, dem sie nirgends etwas ebenbürtiges entgegenzustellen weiß, wenn auch heidnische Ehen zuweilen freundliche Züge aufweisen. Die Christianisierung der Familie ist daher eins der Hauptziele der christlichen Mission, obwohl nicht in Abrede gestellt werden soll, daß die Zustände, die sie vorfindet, unter sittlichem Gesichtspunkte große Abstufungen zeigen. Das Problem der sittlichen Hebung der Familie gliedert sich für die praktische Arbeit in zahlreiche einzelne Fragen, die aber schließlich in der Aufgabe zusammenlaufen, die Einschätzung der Frau von Grund aus umzugestalten. Die Frau befindet sich mit seltenen Ausnahmen bei allen nichtchristlichen Völkern in einer unwürdigen und beklagenswerten Lage, die in tief eingewurzelter Nichtachtung des weiblichen Geschlechtes begründet ist. Dieses Urteil liegt den Rechtsordnungen zu Grunde, durch die die Frau in ihrer Freiheit beschränkt und auf einer niedrigen Stufe festgehalten wird, und bestimmt das Herkommen, das ihrem Leben weitere beengende Schranken zieht. Unter den primitiven Völkern kommt noch hinzu, daß nicht selten die Frau alle Arbeit leisten muß, ihre Abhängigkeit also auch einen festen Platz in dem Wirtschaftssystem hat. Es ist eine selbstverständliche Folge dieser Vergewaltigung, daß die seelische Entwicklung der Frau darunter leidet und daß sie weder ihrem Mann noch ihren Kindern das sein kann, wozu sie ihrer Anlage nach berufen ist. In niederen Kreisen oft wie eine Sklavin behandelt, in höheren in einem Zustand der Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt gehalten, ist sie zu einem Leben verurteilt, das höherer Ziele entbehrt. Das für die Frauenfrage unter den nichtchristlichen Völkern erwachte Interesse hat zu zahlreichen wertvollen Ermittlungen über die in den einzelnen Ländern herrschenden Verhältnisse geführt, deren Folge ein großer Aufschwung der Frauen-

mission gewesen ist. In diesem Ringen des Christentums, dem Volkstum in der christlichen Familie die ihm unentbehrliche Grundlage zu geben, steht der Kampf für die Frau im Mittelpunkt.

Es ist angebracht, sich der Grenzen bewußt zu bleiben, die der christlichen Mission auf diesem Gebiet gezogen sind. Die größten Hindernisse, die der Verbesserung der Stellung der Frau im Wege stehen, sind rechtlicher Natur, mag es sich um geschriebene oder nur um mündlich überlieferte Ordnungen handeln. Sie abzuändern, liegt außerhalb ihrer Macht. In den Kolonialreichen europäischer Mächte liegen zwar mancherlei Anfänge und Ansätze dafür vor, die Rechtsstellung der Frau günstiger zu gestalten, so beispielsweise in einigen deutschen Schutzgebieten, aber alle Kolonialregierungen beobachten gegenüber dem Familien- und dem Ehrerecht der Eingeborenen aus politischen Gründen eine große Zurückhaltung. Doch geht von der kolonialen Entwicklung insgesamt insofern ein wohlthätiger Einfluß aus, als sie die Männerwelt zur Arbeit heranzieht und die von ihr hervorgerufenen Veränderungen in dem Leben der Eingeborenen auch die Rechtsverhältnisse der Familie nicht unberührt lassen. Der evangelischen Mission steht also allein der Weg der moralischen Einwirkung offen. Indem sie die Monogamie fordert und die Polygamie als mit dem Christentum im Widerspruch stehend bekämpft, sucht sie das Übel an der Wurzel zu treffen. Außerdem wird von ihr in den meisten Ländern dem weiblichen Geschlecht durch die Errichtung von Mädchenschulen Gelegenheit geboten, sich ein, wenn auch bescheidenes Maß von Bildung zu erwerben. Wo besondere Notstände in einzelnen Gebieten vorlagen, wie das Aussehen von Mädchen in China, und die Unsitte der Witwenverbrennung in Indien, hat sie an ihrer Bekämpfung durch Errichtung von Findelhäusern und Wittwenheimen teilgenommen. Wenn die evangelische Mission sich darum bemüht, Verständnis für das Ideal einer christlichen Familie zu wecken, wird sie durch die Missionarsfrau kräftig unterstützt. Aus der Verehelichung der Missionare können für den Missionsbetrieb allerdings unter Umständen Nachteile erwachsen, aber sie stehen in gar keinem Verhältnis zu dem reichen Segen, der allenthalben von ihr ausgeht. Das christliche Haus, die in ihm geleistete Arbeit, die Erziehung der Kinder sind ein Vorbild, das an erziehlischer Bedeutung durch nichts anderes ersetzt werden kann. Das in diesem Hause sich abspielende Familienleben mit seinen Freuden und Nöten wird von der christlichen wie von der heidnischen Umgebung aufs schärfste beobachtet und kri-

tiziert, aber auch als etwas höheres empfunden und daher nachgeahmt. Durch zahlreiche Zeugnisse ist festgestellt, daß von dem Anblick einer christlichen Ehe eine große Verbekraft ausgeht. Die große Bedeutung des deutschen evangelischen Pfarrhauses für das nationale und geistige Leben Deutschlands ist längst erwiesen, es hat sich als eine Pflegestätte höchsten Strebens und wahrhaft idealer Gesinnung erwiesen. Wenn das evangelische Missionarhaus einmal seinen Historiker finden wird, der durch die unscheinbare Hülle seiner äußeren Existenzformen hindurchschauend die mannigfachen von ihm ausströmenden Kräfte überblickt, dann wird es hinter seinem Vorbild in der heimatlichen Kirche nicht zurückstehen. Wir bewundern den Heroismus der Missionarsfrau, die sich von ihren Kindern in jungen Jahren trennen muß, und ihre stille anspruchslose Art, mit der sie die Arbeiten in der Gemeinde übernimmt, die eingeborenen Mädchen unterrichtet, die Frauen in praktischen Fertigkeiten unterweist und nach den Seiten tätig ist, die ihrer Natur nach der Frau zufallen. Erst seit die Frau, auch die unverheiratete, in den Missionsbetrieb eingeführt ist, hat die evangelische Mission zu den indischen und mohammedanischen Frauengemächern Zugang erhalten.

Durch die Sammlung der zum Christentum Übergetretenen in Gemeinden entstehen Organisationen, die gegenüber den Verbänden der Familie, der Sippe, des Stammes und des Volks etwas Neues darstellen. Die Mitglieder der Gemeinden haben sich nicht nur von den Formen des Aberglaubens und der Geisterverehrung fernzuhalten, an denen sie sich gleich ihren Volksgenossen beteiligt hatten, sondern werden durch den evangelischen Glauben in ganz anders geartete religiöse Vorstellungen eingeführt. Inmitten der Gemeinden werden Gottesdienste abgehalten, die in ihrer äußeren Gestalt wie nach ihrem Inhalt von heidnischen Religionsübungen sich unterscheiden. Die Hauptereignisse in dem Leben des einzelnen Menschen werden durch besondere Feiern mit dem Christentum in enge Verbindung gebracht, die den Charakter von festen Sitten annehmen. Neben der Taufe und der Konfirmation ist es vor allem die Einführung der kirchlichen Trauung und des kirchlichen Begräbnisses, durch die die Christengemeinde als eine Größe für sich hervortritt. Weiter erzeugt die in der Gemeinde bestehende Schule eine neue geistige Welt, die sich von ihrer Umgebung abhebt und diesen Charakter auch dadurch nicht einbüßt, daß zahlreiche Nichtchristen diesen Unterricht besuchen, denn sie werden damit entweder dem Christentum zugeführt oder rücken wenigstens unter dessen Einfluß. Wenn Christen erkranken oder in Not geraten,

werden sie von der Gemeinde unterstützt, und wie einst die Heiden des alten römischen Reiches darüber in Staunen gerieten, daß die Christen einander überall halfen, so kann jetzt die heidnische Umgebung jeder Christengemeinde beobachten, daß Bruderliebe auch unter kleinen Leuten großes leisten kann. Die Forderung, sich von Festen fern zu halten, die einen heidnischen Einschlag haben oder nach der sittlichen Seite Bedenken erregen, bedeutet die Absonderung der Christen auf einem Gebiet, wo Beschränkungen besonders empfindlich sind. Ein Ersatz ist nicht leicht, aber notwendig, denn das Bedürfnis nach Freude ist in der menschlichen Natur tief begründet; man hat ihn vielfach in der Begründung von Vereinen gefunden und in der Pflege von Musik. Der Umstand, daß die Zugehörigkeit zu den Gemeinden dauernd an die Bedingung der Unterwerfung unter die Kirchenzucht geknüpft wird — die Verpflichtung zur Zahlung von Kirchensteuern wird, wie es scheint, nur selten als eine Last empfunden — zeigt, daß sie hoch im Werte steht. Die Christengemeinden bilden also Organisationen, die durch die in ihrer Mitte herrschenden Vorstellungen, durch die Herausbildung eigentümlicher Sitten und besonderer Ordnungen, sich von ihrer Umgebung auch in sozialer Hinsicht abheben und große Festigkeit erweisen haben. Wir dürfen daher hoffen, daß sie nicht nur den in vielen Ländern drohenden Zusammenbruch der Gesellschaftsordnung übersehen werden, sondern auch bei dem dann folgenden Neubau gute Dienste leisten können. Dadurch fällt den Missionsgemeinden eine Aufgabe zu, die der ähnlich ist, die die christliche Kirche gelöst hat, als das römische Reich sich auflöste.

Es ist eine große Tragödie, daß die europäische Kultur durch die ihr innewohnende Kraft angetrieben, sich über die ganze Welt auszubreiten, alle Völker, deren Grenzen sie überschreitet, in schwere innere Krisen hineintreibt. Wenn nicht selten gesagt wird, daß die kulturarmen Völker unter der Berührung mit dem Europäertum hinstorben, so ist damit allerdings zu viel behauptet, denn ihr Niedergang beruht auf dem Zusammentreffen zahlreicher Faktoren. Sie liegen zum Teil in der Entwicklung der „Naturvölker“ selbst, die bis zum Eingreifen solider ethnographischer Forschung durch eine geschichtslose Romantik idealisiert worden sind. Wenn wir beispielsweise an die erschreckend schnelle Verminderung der Bevölkerung auf den Hawaii-Inseln oder an die Abnahme der Maori auf Neuseeland denken, so haben wir nicht außer Acht zu lassen, daß sie durch dauernde Stammesfehden, durch Unsitte, durch Unfitten wie Menschen-

opfer und Kindesmord, durch verheerende Krankheiten bereits in eine Periode des Verfalles eingetreten und stark geschwächt waren, als Europa auf sie einzuwirken begann. Aber auf der andern Seite ist nicht zu bestreiten, daß der europäische Einfluß die Eingeborenen in eine schwere Lage gebracht hat. Die Anfangszeiten europäischer Kolonisation pflegen mit Vergewaltigungen der Eingeborenen verbunden zu sein, wenn sie auch nicht überall an das Vorgehen der Engländer in Australien oder das der Spanier in Mittel- und Südamerika heranreichen. Aber selbst dort, wo dem Eingeborenen Schutz gewährt wird, ist er dem dauernden Druck des Europäertums ausgesetzt. Der weiße Mann versucht ihn aus den fruchtbaren Landesteilen in die weniger ertragreichen abzudrängen und wirkt durch sein Dasein auf die bestehenden Verhältnisse zerlegend, auch wenn er es nicht beabsichtigt oder sogar bedauert. Diese Betrachtung drängt sich uns sowohl in Ländern auf, die ihre politische Selbständigkeit behauptet haben wie China, als bei solchen Völkern, die ihre Freiheit verloren haben und unter europäische Herrschaft gelangt sind. Das Europäertum besitzt so viele anziehende Seiten, weil es die Blüte einer langen Kulturentwicklung ist, daß es nicht nur unter militärischem oder politischem Druck, sondern in voller Freiheit als überlegene Größe anerkannt wird. Damit beginnt der typische Prozeß mit dem typischen Ausgang. Die europäische Kultur ergreift nicht nur von den Gebieten Besitz, die ihr freiwillig eingeräumt werden, sondern sie verbreitet sich, wie ein dem Blut zugeführter Stoff durch den ganzen Organismus des Volkslebens. Auf dem einmal betretenen Weg gibt es kein Halten und Zögern, die Logik und Konsequenz des ersten Schrittes ist unerbittlich, in rastloser Betriebsamkeit und unermüdlichem Vorwärtstreben dringt die europäische Kultur erobernd vor, und zwar um so erfolgreicher, je mehr der Schein des Gewalttätigen vermieden wird. Wenn es auf Seiten der Eingeborenen, sobald ihnen ihre bedrohliche Lage zum Bewußtsein kommt, zu Widerständen und Versuchen der Selbsthilfe kommt, ist es in den meisten Fällen zu spät, um die in Gang befindliche Entwicklung aufzuhalten oder auch nur wesentlich einzuschränken. Der politisch, wirtschaftlich und geistig überlegenen Macht fällt der Sieg zu. Nach der gesellschaftlichen Seite führt diese Entwicklung zu folgenden Ergebnissen: Die Autoritätsstellung der bisherigen Machthaber wird erschüttert, wenn sie auch von Kolonialregierungen in die koloniale Verwaltung aufgenommen werden. Das europäische Wirtschaftssystem, das für seine Großbetriebe große Mengen von Arbeitskräften an einzelnen Orten zu-

sammenführt, sprengt die Familienverbände und reißt die Familien auseinander. Unter dem Einfluß der europäischen Kultur und infolge der Ausbreitung des Christentums tritt eine Zersetzung der religiösen Vorstellungen der Eingeborenen ein, dadurch aber verlieren die verschiedenen Stämme und Organe des Gesellschaftslebens die sie verbindende und tragende Kraft. Die nichtchristliche Welt der Gegenwart zeigt daher an zahllosen Punkten das Bild der Auflösung gesellschaftlicher Formen und damit die Aufgabe, sie durch einen neuen Aufbau zu ersetzen. An ihm mitzuwirken liegt nicht außerhalb des Berufes der Mission, sondern wird durch ihn gefordert.

Das Christentum die Religion der Liebe.

Keine Religion lehrt die Pflicht der Liebe gegen andere Menschen wie das Christentum, keine Religion hat daher auch etwas der christlichen Liebestätigkeit ähnliches hervorgebracht. Die evangelische Mission hat sie in die heidnische Welt hinausgetragen, und es war für sie selbstverständlich, daß sie damit die Verkündigung des Evangeliums verknüpfte. Aber die Gewährung von Hilfe irgend welcher Art wird von ihr nicht von der Zustimmung zu dieser Predigt abhängig gemacht, dient also nicht der Proselytenmacherei, sondern ist ein Mittel, das Christentum bekannt zu machen und zu zeigen, welcher Geist in ihm lebendig ist.

Im Laufe der Zeit aber stellte sich heraus, daß die Übung christlicher Barmherzigkeit nicht auf gelegentliche Hilfeleistungen beschränkt bleiben durfte, sondern besondere Veranstaltungen erforderte, die ausschließlich diesem Zweck gewidmet waren. Darauf wiesen vor allem zwei Beobachtungen hin, die auf allen Missionsgebieten sich wiederholten, und an Gewicht gewannen, je mehr das Missionswerk seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sich ausdehnte.

Zunächst wurde festgestellt, daß alle heidnischen Völker die Erkrankung eines Menschen auf den Einfluß böser Geister zurückführen und aus diesem Grund den von einer Krankheit Befallenen meiden und ihn fürchten. Diese Vorstellungen von der Krankheitsursache führen wie im Altertum dazu, daß die Heilkunde in den Berufskreis des Zauberers oder Priesters fällt. Sie machen es auch begreiflich, daß nicht nur unter primitiven Völkern, sondern auch in China und in Indien die von christlichen Missionaren einem kranken Eingeborenen erwiesene Liebe und Freundlichkeit anfangs nicht verstanden sondern aus irgend welchen unlauteeren Motiven abgeleitet

und daher mit großem Mißtrauen betrachtet wird. Diese dunklen Zusammenhänge in dem heidnischen Denken aber machen der Mission die besondere Hilfeleistung zur besondern Pflicht. Denn indem sie den Einfluß des Zauberers ausschaltet, bekämpft sie eine der festesten Stützen des Aberglaubens und sie bliebe daher auch mit der Betätigung christlicher Barmherzigkeit in dem Rahmen ihrer Aufgaben, auch wenn diese nicht zu den größten Pflichten gehörte. Es konnte ferner nicht unbeachtet bleiben, daß die Heilkunde nichtchristlicher Völker zum Teil in Folge dieser abergläubischen Beurteilung des Wesens der Krankheit sich größtenteils unwirksamer oder zweckwidriger Heilmittel bedient, indem sie durch Beschwörungen, durch Opfer und abergläubische Veranstaltungen eine Genesung erzielen zu können vorgibt, oder aus Unverstand den Leidenden großen Quälereien aussetzt. Wenn es in Britisch-Indien an eingeborenen Ärzten, die auf den Landesuniversitäten sich eine gebiegene Ausbildung verschafft haben, nicht fehlt, so ist doch ihr gemeinnütziges Wirken durch das Kastensystem stark beschränkt, so daß selbst in diesem Land die Krankheitsnot ein großer dauernder Notstand ist. Mit Ausnahme von Japan, das nach der medizinischen Seite sich das Wissen Europas rasch angeeignet hat, herrschen mehr oder weniger in allen heidnischen Ländern traurige Verhältnisse, unter der eingeborenen Bevölkerung. Davon sind auch die europäischen Kolonien nicht ausgenommen, da nirgends, auch nicht in den deutschen Schutzgebieten, die Zahl der hier stationierten Regierungs- und Militärärzte genügend groß ist, um den Eingeborenen ausreichende Hilfe zu gewähren. Die Aufgabe, das Krankheitselend unter den nichtchristlichen Völkern zu bekämpfen, ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Es ist eine historisch interessante Tatsache, daß die Brüdergemeinde schon 1735 einen Missionsarzt nach Suriname entsandt hat, und sich nicht auf diesen ersten Versuch beschränkte; die Dänisch-Hallesche Mission folgte diesem Beispiel. Aber dann haben im 19. Jahrhundert Großbritannien, dessen Livingstone Memorial in Edinburgh 1877 und dessen Livingstone College in London 1893 begründet wurde, und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika die Führung in dem Ausbau der ärztlichen Mission unternommen haben. Der deutsche Protestantismus hat aber dann durch die Errichtung des Deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen 1909 eine Anstalt geschaffen, die alle ähnlichen weit übertrifft und in der kurzen Zeit ihres Bestehens der evangelischen Mission große Dienste geleistet hat. Die von dem Edinburgher Weltmissionskongreß 1910 heraus-

gegebene Missionsstatistik, die den Stand der ärztlichen Mission von 1907 feststellte, gab folgende Zahlen: Missionskrankenhäuser 544, Polikliniken 988, behandelte Kranke 7 345 584, medizinische Schulen zur Ausbildung von eingeborenen Ärzten 111, Missionsärzte 982, Waisenhäuser 263, Ausfäzigenasyle 88, Blinden- und Taubstummenanstalten 25, Rettungshäuser 21, Opiumasyle 103. Seitdem haben sich die Ziffern noch gehoben. Nach statistischen Veröffentlichungen aus dem Jahre 1916 ist die Zahl der Missionskrankenhäuser auf 643 gestiegen, die der Polikliniken auf 1120, die der Missionsärzte auf 1145, — von denen 658 europäische Missionsärzte, 284 Missionsärztinnen, 203 approbierte eingeborene Ärzte waren. Der deutsche Protestantismus war an der ärztlichen Mission im Jahre 1914 in der Weise beteiligt, daß er 16 Missionshospitäler, 28 Hilfskrankenhäuser und Polikliniken, 24 Ausfäzigenasyle unterhielt; 16 Ärzte standen in dieser Tätigkeit, in der sie von 26 Krankenschwestern, 5 Diakonen und 61 eingeborenen Gehilfen unterstützt wurden.

Hinter diesen nüchternen Zahlen steht eine nicht zu bemessende Liebe und Opferwilligkeit. Von den mehr als siebenemal Millionen Menschen die jährlich die Pflege der evangelischen ärztlichen Mission in Anspruch nehmen, werden viele, vielleicht sogar die meisten die Wohltaten rasch vergessen, die ihnen erwiesen worden sind. Denn Dankbarkeit ist eine selten anzutreffende Tugend und es ist nicht anzunehmen, daß die nichtchristlichen Völker in ihr die alte Christenheit übertreffen werden. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn wenigstens einzelne die Hospitäler der Mission mit dem Eindruck verlassen, daß es wirklich selbstlose Menschen gibt, und daß das Christentum eigenartige Kräfte in sich birgt, die zu solcher Übung der Barmherzigkeit fähig machen. Die griechisch-römische Welt stand einst dem Christentum verständnislos gegenüber, und sah an ihm anfangs nur das, was fremd und abstoßend erschien. Dann aber begann eine allmähliche Umstimmung des Urteils, die schließlich dazu geführt hat, daß es feierlich in die Reihe der anerkannten Religionen aufgenommen worden ist. Wir wissen, daß zu den Faktoren, die diese Wandlung herbeigeführt haben, daß das Christentum eine Religion ist, die Liebe übt, d. h. das größte gibt, was gegeben werden kann. Wir haben die Hoffnung, daß die nicht-christliche Welt der Gegenwart einen ähnlichen Weg gehen wird.

Ergebnisse und Aufgaben der evangelischen Mission.

Eine Geschichte der evangelischen Mission in dem gegenwärtigen Weltkrieg ist noch nicht möglich, wir stehen noch mitten in dem Ringen der Völker, wir überschauen nicht einmal klar die schwere Zeit, die hinter uns liegt. Wir können daher die Bilanz der letzten Jahre jetzt noch nicht ziehen und entbehren damit zugleich für alle Ausblicke in die Zukunft des festen Ausgangspunktes. Dagegen steht schon jetzt fest, daß durch die lange Dauer des Krieges und durch die erschütternden Ereignisse, die sich auf den Missionsgebieten abgespielt haben, ein Wendepunkt in der Entwicklung des evangelischen Missionswesens eingetreten ist, durch den die gesamte vorangehende Zeit den Charakter einer abgeschlossenen Periode erhält. Diese Sachlage ermöglicht uns, einige Ergebnisse festzustellen und auf einzelne Aufgaben hinzuweisen, die eine Lösung fordern, wie auch immer die zur Zeit noch unübersehbaren Verhältnisse sich für die evangelische Mission gestalten werden.

Die Geschichte der evangelischen Mission spielt sich nur zum Teil in nichtchristlichen Ländern ab, denn sie umfaßt zugleich einen bedeutsamen Ausschnitt aus der Geschichte des kirchlichen Lebens aller protestantischen Völker, die an der Aussendung von Missionaren beteiligt sind. Gelegentlich ist sogar die Frage aufgeworfen worden, ob die heimatliche Kirche von der Mission nicht einen noch größeren Segen gehabt hat als die Länder, die ihr Ziel sind. In jedem Fall steht fest, daß das Missionswerk in der Tat auf alle mit ihm in Verbindung stehenden Kreise der Heimat eine sie fördernde Rückwirkung ausgeübt hat. Der deutsche Protestantismus verdankt ihm eine starke Anspannung seiner religiösen Energie und auch die Anregung zu einer erheblichen Opferwilligkeit; im Jahre 1914 überschritten seine Missionsgaben die Summe von 10 Millionen Mark. Der Missionsgedanke hat den Schatz unserer Kirchenlieder und die Erbauungsliteratur wesentlich bereichert, die ihm dienenden „Missionsstunden“ sind lange Zeit von großem Einfluß gewesen und besitzen in manchen Gegenden noch heute ihre alte Anziehungskraft, die Missionsfeste haben sich fast überall eingebürgert und sind nicht selten zu großer Volkstümlichkeit gelangt, in dem kirchlichen Vereinswesen, das dem Verlangen nach engerem Zusammenschluß Gleichgesinnter zur Erreichung bestimmter Zwecke Rechnung trägt, bilden die Organisationen, die sich in den Dienst der Mission stellen, eine sehr beträchtliche Gruppe. Es ist endlich das unbestreitbare Verdienst der

in die Ferne weisenden Aufgabe der Ausbreitung des Christentums, daß in dem Protestantismus der ökumenische Geist lebendig geworden ist, den jede Kirche braucht, um den Gefahren der Einseitigkeit zu entgehen.

Das Verhältnis zwischen Mission und Kirche hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts von Grund auf umgewandelt. Alle Landeskirchen stehen zu ihr jetzt in freundlichen Beziehungen und unterstützen sie auf mannigfache Weise, die Tätigkeit für die Mission ist als ein Teil der kirchlichen Berufsarbeit anerkannt. Falls das Missionswesen über seinen gegenwärtigen Bestand hinaus sich erheblich erweitert, ist sogar zu erwarten, daß die Verbindung zwischen den nicht auf freikirchlichem Boden stehenden Missionsgesellschaften und den ihnen geistesverwandten Landeskirchen sich noch enger gestalten wird. Das Thema „Mission und Kirche“ wird in anderer Weise auch durch die weitere Entwicklung der Missionsgemeinden draußen gestellt werden. Denn während im Katholizismus das Verhältnis der Mission zur Kirche dogmatisch und rechtlich fest bestimmt ist, bestehen auf protestantischer Seite Verhältnisse, die einer Klärung bedürfen werden, falls die Zahlen der zum evangelischen Glauben Übergetretenen weiter so wachsen, wie es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist.

Die theologische Wissenschaft stand der evangelischen Mission zuerst feindlich gegenüber und bestritt das Recht ihrer Existenz; dann folgten lange Zeiten, in denen zwischen Theologie und Mission nur geringe Beziehungen bestanden; die neueste Zeit brachte beiden Größen die Erkenntnis, daß sie gegenseitig voneinander zu lernen haben. Dafür ist in dem letzten Menschenalter vor allem Gustav Warneck eingetreten, dem das evangelische Missionswesen wertvolle und vielseitige Anregung verdankt. Da die geschichtliche Entwicklung der Mission in den einzelnen Missionsgebieten und die Missionspraxis nach der theoretischen wie religionsgeschichtlichen Seite und in anderen für sie wichtigen Richtungen den Gegenstand der Forschung bilden, handelt es sich um Arbeitsgebiete von großer und dauernd wachsender Ausdehnung. Die eingeleitete Arbeitsgemeinschaft zwischen Mission und Theologie hat schon manche schöne Frucht gezeitigt, noch größeres erwarten wir von der Zukunft. Niemand fordert dringender die Mitarbeit der theologischen Wissenschaft an der Lösung der schwierigen Probleme, die sich aus der Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum ergeben, als die Männer, die ihr Leben dieser Aufgabe

gewidmet haben, und ebenso klar ist es auf der anderen Seite, daß eine Fülle wertvollster Erfahrungen und eigenartiger Anregungen aus den Ländern zu uns zurückströmt, wo die Religionen miteinander ringen und dabei zu zeigen haben, was sie heute vermögen, nicht was sie früher gewesen sind.

Die Mission war vielleicht niemals größer als zu der Zeit, da die ersten deutschen Sendboten still und gelassen ihre Heimat verließen, ohne Hoffnung, sie wiederzusehen, und in entsagungsvoller Tätigkeit die ersten kleinen Gemeinden sammelten. Seitdem ist vieles anders geworden. Die Zahlen der Mission sind gewachsen, die Gemeinden haben sich vergrößert und vermehrt, es sind große Organisationen ins Leben getreten, die Mission ist eine Einrichtung geworden, die in der Öffentlichkeit ihren festen Platz hat und als solche behandelt wird. In jedem Stadium ihrer Entwicklung sind warnende Stimmen laut geworden, die auf die Gefahr der Veräußerlichung, der Verweltlichung und der Vermischung mit Verhältnissen, die dem innersten Wesen der Mission fremd sind, hingewiesen haben; sie fehlen auch heute nicht. Diesen Mahnungen nachzudenken, wird immer eine ernste Pflicht sein. Aber daneben besteht die Tatsache, daß die Mission zu den Formen, die sie jetzt hat, auf dem Wege einer notwendigen geschichtlichen Entwicklung gelangt ist. Als einst aus den kleinen losen Vereinigungen der Christen des apostolischen Zeitalters im Laufe von etwa drei Generationen die Kirche entstand, die mit dem festen Bau ihrer Verfassung und ihren wohlgefügten Ordnungen die Stürme der Verfolgungszeiten überdauerte und den Sieg über die griechisch-römische Welt davontrug, ist dieser Entwicklungsgang nicht ohne manche Veränderung in ihrem Innern durchlaufen worden, die Besorgnisse wach rief. Aber das Christentum ist durch diese Umgestaltung die Macht geworden, die ihm einen unermesslichen Einfluß auf große Völkermengen erschlossen hat. Die evangelische Mission geht zwar nicht den gleichen, aber in mancher Beziehung einen ähnlichen Weg. Die gegenüber ihrer Vergangenheit in vieler Hinsicht neue Lage, in der sie sich jetzt befindet, stellt ihr Aufgaben von so ungeheuren Dimensionen, daß sie sich gar nicht abgrenzen lassen. Indem sie in die große, weite, nichtchristliche Menschheit das reformatorische Christentum hinausträgt, ist sie der Führer des Protestantismus auf dem Wege zur Weltreligion. Als die ersten Missionsversuche unternommen wurden, dachte niemand an diese Ziele, aber sie haben sich allmählich enthüllt, als die Welt für die christliche Predigt sich öffnete. Indem die evangelische Mis-

sion ihre Arbeitsmethode auf sie einstellte, wurde sie sich nicht untreu sondern hat den Geist des Evangeliums zur vollen Entfaltung gebracht.

Da die christliche Missionstätigkeit noch nicht abgeschlossen ist, ist es in manchen Beziehungen schwer, ja unmöglich, ihre Ergebnisse festzustellen, soweit sie sich nicht in Zahlen zusammenfassen lassen. Aber in einem und zwar dem wichtigsten Punkt liegen bereits klare und einwandfreie Resultate vor. Das evangelische Christentum hat die Fähigkeit bewiesen, nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker umzubilden, sie von Grund aus zu erneuern, ihrem Leben einen höheren Inhalt zu geben. Es ist ihm gelungen, die Bevölkerung der Inselwelt der Südsee von den niedrigsten Formen menschlicher Gefittung emporzuheben und in zwei bis drei Generationen Entartungen, wie sie der Kanibalismus darstellt, vollständig zu überwinden. Es gibt keine zweite Religion, die eine ähnliche erzieherische Kraft betätigt hat. Der Islam reicht auch in diesem Stück nicht an das Christentum heran.

Wir machen ferner die Beobachtung, daß das Christentum jedes Volk, an das es herantritt, zwingt, zu ihm Stellung zu nehmen; es läßt sich nicht ignorieren. Die christliche Gedankenwelt übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, vieles wird zwar zunächst nicht verstanden und vieles wird abgelehnt, aber man beschäftigt sich mit dem Christentum und kommt nicht von ihm los. Oft ist es zuerst energisch zurückgewiesen worden, aber nirgends war damit das letzte Wort gesprochen. Es hat vielmehr unter allen Völkern, unter allen Rassen und auf allen Kulturstufen Menschen angetroffen, die sich seiner Führung anzuvertrauen bereit waren, und wenn sie diesen Schritt getan hatten, dadurch zu einem inneren Frieden gelangt sind, den ihnen die Religion, der sie früher angehörten, versagt hatte. Dem Urteil des christlichen Glaubens tritt also die geschichtliche Erfahrung zur Seite, daß das Christentum, indem es das Verlangen jedes Menschen nach Befreiung von Schuld befriedigt und ihm den Weg zu Gott zeigt, der ganzen Menschheit etwas zu bringen vermag, was sie entbehrt, aber in keiner anderen Religion finden kann.

Die evangelische Kirche ist erst spät in die Missionsarbeit eingetreten, aber es hat sich dann gezeigt, daß es vorübergehende Hemmungen gewesen sind, die sie lange Zeit daran verhindert haben, an der Ausbreitung des Christentums mitzuwirken.

Die Ursache ihrer Fernhaltung war nicht ein Mangel an innerer Kraft. Seit in der Mitte des 19. Jahrhunderts die für sie früher bestehenden Schranken gefallen sind, steht ihre Mission unter dem Zeichen rastlosen Vortwärtstrebens und die Liste der missionslosen Länder hat sich rasch verringert.

Wir sind auf dem Wege dazu, daß alle Teile der Welt zu einander in Beziehung treten, und eine gemeinsame Geschichte der Menschheit sich anbahnt. In diesen großen Prozeß, der alle denkbaren Beziehungen und den Austausch aller materiellen, geistigen und sittlichen Güter zusammenfaßt, greift das Christentum durch seine Mission ein und kämpft für den Gedanken einer christlichen Menschheit, der alle Nationalitäten überragt und doch keine erdrückt. Wir hegen die Zuversicht, daß der Protestantismus der Größe dieser Aufgabe gewachsen ist.